

VEROBAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 30.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 31. Juli 1893.

Vierteljährlich
2 1/2 Mark = 1 1/2 fl. ö. W.

39. Jahrg.

Klatsch.

Skizze von Emil Roland.

Nachdruck verboten.

In den Berühmtheiten der Stadt H., die dem Fremden gezeigt wurden, gehörte außer den Denkmälern einiger historischer Größen, dem botanischen Garten u. s. w. die schöne Tochter des Herrn S. Im Baedeker hatte sie zwar noch keinen Stern; dafür kannte aber jeder Einwohner sie genauer als die Thaten der Denkmalshelden, als die seltsam absurden Pflanzenarien im Palmenhaus — und jeder sah sie lieber an als alles andere. Sie war so schön, daß sie den Maler berühmt machte, der sie zuerst gemalt, daß die Leute, an denen sie vorüberging, zuweilen offenen Mundes stehen blieben, daß jeder Fremde, der nach H. verschlagen ward, einer tiefgehenden Schwärmerei für diese Göttin gewiß war.

Natürlich jagte die männliche Jugend der Stadt in einer beständigen steeple-chase um ihre Hand. Und diese steeple-chase war natürlich das beständige Thema überall, wo Menschen ihre Redewerzeuge in Thätigkeit setzten, im Klub sowohl, wenn das männliche Geschlecht die Tagesneuigkeiten mit derselben Schneidigkeit besprach, die es dem weiblichen vorwarf — als auch in jedwedem Café, wenn das Naturgesetz zu walten begann, nach dem „alles, was besteht“, in erster Linie für die Redelieferer des lieben Nächsten geschaffen ist. Die Schönheit selber sah der Jagd mit kühlen Augen zu, mit dem halb gelangweilten, halb frivolen Blick jener von Köner besungenen Schloßherrin, die ihre Freier gefühllos um die steile Burgmauer traben ließ und einen nach dem andern ungerührt in die Tiefe stürzen sah.

Augenblicklich standen drei auf der engeren Wahl: ein Landgerichtsrat, der viel Mannon in die Wagschale zu werfen, ein Gut im Hintergrunde und eine vorzügliche Tenorstimme hatte; er diente bereits wie Jakob längere Jahre und arbeitete mit Geduld und Zähigkeit, zwei guten Vorreitern des Erfolgs.

Von seinen beiden Rivalen schien der eine ihm gefährlich, der andere gefahrlos. Der unschädliche war Maler: ein langsam aufleuchtender, aber mit ziemlicher Sicherheit am Himmel emporwandernder Stern der Kunstschule; eine ältere, anerkannte Größe, die sich vor wenigen Wochen in die Stadt verirrt, prophezeite ihm eine Zukunft und las mit Kennerblick aus dem kühnen Farbensgewir und dem Reichthum barocker Ideen weisfahrend einen neuen Böcklin heraus. Seitdem schwebte eine Art Aureole um den dunkelblonden Kraustopf; seitdem verkehrte er viel im Hause des Herrn S., ja auffallend viel, man konnte ihn sogar „Hausfreund“ nennen, ihn einreihen in jene problematische Spezies, die so viel zu denken, zu bemerken, zu beklatschen giebt; aber der Landgerichtsrat blieb ruhig: dieser Rivale ängstigte ihn nicht!

Umsomehr der andere — Dagobert.

Dagobert saß mit seiner Morgencigarre am Kamin. Er langweilte sich, eine Beschäftigung, der er meistens oblag, seit er vor fünf Monaten aus der großen Welt seitab geschleudert wurde auf die stille Scholle. Vom Standpunkt der



1.

2.

3.

4.

5.

6.

Promenadentouilletten.

(Beschreibung Seite 304.)

Karriere aus war seine Verfehlung eine beneidete gewesen — privatim sah er die Sache anders an und fühlte sich wie ein Fisch auf dem Sande. Alle Bedingungen seines Behagens, die Hebel seiner Existenz — fort waren sie, unerreichbar! Unter die Gehege der Kleinstadt gezwängt, zum erstenmal dem lauten Reigen fern, der ihn jahrzehntelang umtanzte, ihn gedankenlos vom Beginn der Jugend zu deren Ende trug, ohne Gesinnungsbrüder, die sein Entbehren begriffen, hatte er sich einem stillen Vegetieren hingegeben. Nir etwas gab es, das ihn noch zu begeistern verstand: die schöne Tochter des Herrn S. Wenn er nicht an sie dachte, so langweilte er sich — aber immer an sie denken konnte er doch auch nicht! Das würden ja seine Erinnerungen verübeln haben.

Als ihn vor einiger Zeit die Verzweiflung packte über die Schäden des ungewollten Jhdwills, als er an einem geringfügigen Beispiel zürend sah, wie beobachtet, wie unspioniert, wie kleinstädtisch sein Dasein geworden war, da faßte er den männlichen Entschluß, etwas zu thun, was ein neues Element in sein verfaulendes Leben brachte — da mischte er sich kühn unter die Freier der berühmten Schönen. Zudem besaß Herr S. außer dem Schatz, den er an seiner Tochter hatte, ein bedeutendes Vermögen, und Dagobert war ein guter Rechner, ja, seine Hauptstadtfreunde beschuldigten ihn zuweilen, natürlich nur, wenn er nicht neben ihnen saß, einer kleinen Spinnung zur Knauerei.

Wenn er auch nicht mehr in den Jahren war, wo schöne Männer unbedingt zünden, die Rivalen der Kleinstadt stach er immerhin aus: den Landgerichtsrat, dessen Manieren vor zehn Jahren neue Mode in der „monde“ waren, und diesen Maler, der ja — aber nein! Dagobert zuckte noch in der Erinnerung die Schultern — der zählte ja gar nicht!

Ob er selbst Chancen hatte? Natürlich! Er war ja so interessant! Man brauchte in S. nur fremd zu sein, so spannte man schon die Neugier. Dann seine Allüren, die Märs eines Parketts, das viele Meilen fern lag, dort, wo durch das Wilien des Reiches der Puls der Neuzeit am frischesten pocht, wo man die Weltgeschichte fabriziert und die großen Ereignisse fast noch eher weiß, als sie geschehen sind. Von seinem romantischen Vornamen ganz zu schweigen, besaß er nicht nur schöne Hände, schöne Augen und was sonst die Merkmale eines Beaus sind — er hatte auch in seiner Hirnschale nicht nur jenen gewöhnlichen Verstand, den man haben muß, wenn man nicht öffentlichen Anstalten anheimfallen will, sondern auch eine kleine Portion wirklichen Wiß und ein großes Talent, diesen umfangreicher und seine Person interessanter erscheinen zu lassen, als sie wirklich war. Er gab oft schlagfertige Antworten, die dann die Stadt durchschwirren; er wußte, daß Fräulein S. mehrmals seine Bonmots belächelt hatte, und es war sehr schwer, diesen schönen Lippen ein Lächeln abzulocken, weil die schöne Stirn so wenig verstand und so langsam begriff! Dabei war Dagoberts Ruf eine Sache, so unantastbar wie der David von Michel Angelo, wie der gute Wille Caprivis — natürlich hatte er Chancen!

Er warf das Cigarrenende in den Kamin, da es geklopft hatte und jemand eintrat; der Landgerichtsrat war's.

Der kleine Herr trat aufgeregt näher; er sah aus, als käme er von einem anstrengenden Ritt oder einer schweren Weinprobe. „Verzeihen Sie,“ stieß er nach der Begrüßung hervor, „wenn ich indiscret erscheine — aber die Sache berührt mich zu tief — Sie wissen ja auch, wie ich Fräulein S. verehere und daß der Schlag selbstverständlich hart für mich ist.“

„Was denn? Welcher Schlag?“ forschte Dagobert, etwas ungehalten über die Störung seines Morgenfriedens.

„Man spricht überall davon! Man behandelt es als Thatsache!“

„Aber was denn? Was?“ Dagoberts Geduld war nie eine unermüdliche Sache gewesen.

„Nun! Sie haben doch gestern um Fräulein S. angehalten?“

Dagobert sprang auf und lief mit ein paar Sätzen durch das Zimmer. Fast hätte er sich verschluppt und gesagt: „Nein, morgen wolle ich's thun“ — da fiel ihm ein, daß der Landgerichtsrat auch kein verschließbarer Kasten für Geheimnisse sei; er schluckte die Wahrheit hinab und versetzte unwirlich: „Das ist nicht wahr! Keine Silbe — das ist Klatsch, elender Klatsch!“

Der andere seufzte erleichtert. „Allen Göttern sei Dank! Aber es ist abscheulich, etwas so Gesundheitswidriges auszubringen — ich bin ganz marode davon!“

Dagobert schauderte wie vor etwas Sichtbarem. Wie ihn das anwiderte, dies Behorchtwerden von Menschen, die ihn nichts angingen, denen er gar nicht das Recht zugestand, sich für ihn zu interessieren! Voll fittlicher Entrüstung fragte er dem Landgerichtsrat die Quellen ab.

Dieser gab, was er wußte. „Ich mache also Besuch bei der L.“, begann er, „die erzählt mir's. Die ganze Stadt wäre voll davon. Ich forschte nach, von wem sie's hat — echt großstädtischer Kanal: ihr Dienstmädchen hat's beim Konditor am Markt gehört. Sie wären gestern nachmittag fünf Uhr zur Empfangszeit mit einem großen Rosenstrauch in das S.che Haus gegangen. Frau Kommerzienrätin Finger, die es der Konditorin erzählt hat, ist bereit, es zu beschwören.“

„Die Finger — also die!“ rief Dagobert, „dieselbe, die mich neulich dicht neben Fräulein S. in ihrer greulichen Naivität nach meinem Alter gefragt hat, die den Hauptmann Vanis bei den Mautensteins verkräftigt hat — und solche Wesen wirtschaften jetzt in meinem Schicksal herum!“

Und Dagobert, der Parlett-Treter der Millionenstadt, den einst niemand zu kritisieren wagte, rang die gepflegten Hände wie ein Verzweifelter und stampfte auf den Teppich wie ein Sechzehnjähriger; er war außer sich, halb vor Zorn über die unbesiegbare Kontrolle, halb, weil er wußte, daß ein frühzeitiges Gerede seine Pläne bei der etwas eigensinnigen Schönheit einfach vernichten konnte.

Plötzlich erleuchtete ihn ein Gedanke. Wenn er ein Mittel fand, diesem Gerücht schneidig den Kopf abzutreten, wenn er der Sache eine Wendung gab, die ihn zum großen Geist aufbaute, die ihn interessant machte vor Fräulein S.!

„Die Finger! Also die!“ rief er noch einmal in fast freudigem Tone. „Gut! Ich werde ihr aufs Dach steigen, ich werde der Quelle dieses Klatsches nachgehen — unerbitlich! Ein Exempel will ich statuieren — Herr!“ er klingelte dem Kammerdiener — „allons! — anspannen — den Pelz —“

Der Landgerichtsrat sah ihn verwundert, aber beruhigt an. „Ach ja, liefern Sie eine Geschichte!“ sagte er dann, „eine

Anekdote zum Verschneiden bei Tisch. Sie haben oft so charmannte Ideen, verehrter Dagobert; bitte etwas recht Pikantes! Das läßt sich so gut konsumieren zwischen Tisch und Braten —“

Viel mehr als Frau Kommerzienrätin Finger taugte, was den Punkt des Redebedürfnisses anbelangt, der Landgerichtsrat auch nicht.

Die Kommerzienrätin, vom Volksmund und guten Freundinnen „der schlimme Finger“ genannt, war keine böse Frau, beileibe nicht! Nein, sie war von Haus sogar gut und nett; sie nähte viel für arme Leute, zahlte viel für die Befehrung entfernter Negerkinder, bedauerte herzlich jedwedes Unglück, das geschah, und freute sich innig, wenn jemand sein Glück fand, zumal, falls sie das schon länger vorausgesehen hatte. Schlimm war nur, daß sie mit dem linken Ohr schlecht hörte und oft falsch verstand, schlimm auch, daß irgend etwas in ihrer seelischen Beschaffenheit sie daran hinderte, ein Geheimnis, ein on dit oder eine Vermutung — sowohl eine falsch wie eine recht gehörte — länger als eine Minute bei sich zu behalten. Wirklich, wenn eine Erzählung der Finger einmal in ihrer äußersten Konsequenz Unheil stiftete — sie war moralisch unschuldig; konnte sie dafür, daß ihr eines Ohr halbtot war und Schallwellen verkehrt aufnahm? Gewiß nicht, zu bemitleiden war sie darum nur! Konnte sie für die seltsame Freigebigkeit, mit der sie all ihr Wissen selbstlos unter die Mitchristen streute? War dies „nichts für sich behalten können“ nicht mehr ein Zeichen verschwenderischer Großmut?

Gutmütig lächelnd thronte sie jetzt im Kreise ihrer beiden Freundinnen, die herbeigeekelt waren, das Tagesereignis zu besprechen, als Dagobert sich melden ließ. Es ging wie ein elektrischer Schlag durch alle; sie waren seit einer Viertelstunde eifrig beschäftigt gewesen, seine Einnahmen, Anschauungen, Eigentümlichkeiten, seine Lebensweise und seine Ausichten aufs gründlichste durchzuhebeln. Jede hatte von ihm schlechtweg als „Dagobert“ geredet, obwohl, wäre er ein asiatischer Fürst und sie indische Sklaven gewesen, er alle drei für ihre Annahmungs rührungslos hätte an die nächste Platane knüpfen lassen. Dunkel mochten sie das ahnen; eine große, schaurige Kunstpause begleitete seinen Eintritt.

Die Finger lächelte — ganz unbesangenen. Diese Fingersehe Unbesangenenheit war auch etwas, dem die Mitwelt ihre Achtung unmöglich versagen konnte. Dunkel durchzuckte es Frau Finger bei jedem unerwarteten Besuch, daß er kam, weil sie da und da das und das gesagt haben sollte — ach, Dagobert war ja der erste nicht! Aber jedesmal in dem kritischen Moment, wenn andere erblaßt wären, strahlte dies unbesangene Lächeln dem Angreifer entgegen, ihn sekundenlang entwaffnend, den ersten, stärksten Streich parierend.

Dagobert verneigte sich mit fast ironischer Galanterie vor dem Damentrio. Dann richtete er sich steil auf, strich mit der Hand wie sinnend über den geschweiften Schmirbart, bedauerte innerlich, daß Fräulein S. ihn nicht sehen konnte, und begann wie der Held im Drama, ernst, unbewegt, männlich vom Wirbel zur Sohle: „Ich komme, ein Mißverständnis aufzuklären! Man hat meinen Namen zu einem Gerücht mißbraucht, das die ganze Stadt durchschwirrt und das in diesem Augenblick keiner der Damen unbekannt sein dürfte.“

Das Lächeln der Finger verlor ein wenig seine Unbesangenenheit und gelangte an die Grenze des Stereotypen. Die eine Freundin suchte durch Unversrorenheit zu wirken und starrte Dagobert gassenjungenkack an, was seltsam zu dem halben Jahrhundert paßte, das sie bereits durchlebte; die andere spähte nach einer Portiere aus, hinter die sie ungesehen entweichen könnte. Schlechtes Gewissen fühlten sie alle; etwas Quelle des Klatsches war jede.

„Und?“ fragte Frau Finger, an ihrer breiten Uhrkette spielend.

„Ich habe mich entschlossen, in diesem Fall energisch vorzugehen!“ fuhr Dagobert fort und runzelte die Stirn, eine Bewegung, mit der er einst als Blaubart in einem lebenden Bilde große Bewunderung erzielt und die er gut behalten hatte. „Vielleicht könnte ich hier erfahren, wer die eigentliche Urheberin dieses Gerüchtes ist und dürfte um ein paar Worte unter vier Augen mit der Betreffenden bitten!“

„Ach so,“ sagte die Finger erleichtert, „jetzt verstehe ich, Sie meinen die Sache mit der schönen S. Ja, davon habe ich auch gehört — ja, von wem doch? Bitte, warten Sie einen Augenblick, wollen Sie nicht Platz nehmen?“

Dagobert schwieg und blieb stehen.

„Ja, jetzt fällt es mir ein! Die van Belden hat's mir gesagt, jawohl, die van Belden!“

„Dürfte ich fragen, wer das ist? Ich habe die Absicht, nicht eher zu ruhen, als bis ich die Quelle genau erfahre!“

„Gewiß, das können Sie gern erfahren! Das ist eine Jugendfreundin von mir, die hier seit vierzehn Tagen im Hotel zur Post wohnt. Sie hält sich Malfstunden halber hier auf; sie will sich in Aquarell ausbilden. Mich wunderte es überhaupt, woher sie Sie kannte. Ihr Mann ist ein reicher Holländer!“

„D, mit Nebendetails möchte ich Sie nicht bemühen!“ fiel Dagobert ein. „Mir genügt vollkommen die Adresse! Also, an diese Frau van Belden habe ich mich zu wenden, um an die Quelle zu gelangen — ich danke verbindlich!“

„D bitte! Ich helfe immer gern aus!“ lächelte sie beruhigt. „Wenn Sie einmal wieder —“

„Sehr gütig!“ sagte Dagobert mit einer gehörigen Portion Fronte, die ihm selbst in diesem Augenblick wie sehr großes Geschick vorkam. „Für jetzt genügt es mir, die Quelle zu wissen! Sollte ich ein andermal Gründe haben, auch die weiteren Kanäle zu erfahren, in denen die Gerüchte nach ihrer Geburt fortfortporiert werden, so mache ich gern von Ihrer Erlaubnis Gebrauch und ersuche Sie um Beihilfe.“ Er verneigte sich noch tiefer als am Anfang und verschwand.

Die Finger und ihre Freundinnen betrachteten das unerwartete Intermezzo als bedeutenden Glücksfall, beruhigten ihre Nerven mit mossierenden Getränken und gönnten die Aussicht auf einen ähnlichen Glücksfall der hochmütigen Frau van Belden ganz von Herzen.

Dagobert rollte in seiner Karosse davon. Ein anderer Wagen sauste an ihm vorbei; darin lehnte das schöne Fräulein S. und wurde sekundenlang sichtbar für ihn, der natürlich gleich aus seiner Pelzummhüllung gegen das Fenster fuhr. Es war eine liebliche Vision, das vorbeischiebende Gesicht

über der Boa — schön und chic, alles beides. Oho! Sie würde überall Furore machen als seine Gattin, in den verwöhntesten Kreisen, unter den anspruchsvollsten Kennern. Heute Abend, dachte er, fahre ich zu ihr — natürlich weiß sie von dem Gerücht; ich bitte ihr ab, daß ich schuldlos, unwissentlich Anlaß gegeben, ihre Stirn auch nur für eine Minute zu unwillkürlich erzähle ihr, was ich alles gethan, es zu erticken, und zuletzt frage ich dann, warum, was bis jetzt nur Gerücht gewesen sei, nicht holde Wahrheit werden könne?

Er sah sich vor ihr stehen, sich, die Normalerscheinung vom Metropolenparkett, schneidig, interessant, geistreich; o, ihm konnte es ja nicht fehlen, einen kleinstädtischen Landgerichtsrat und den blaffen, kindischen Maler Urban anzustrechen!

Maack — da hielt der Wagen vor dem Hotel zur Post. Dienerebene Kellner — der erstorbene Wirt — Kotelettengerich aus den unteren Dimensionen — rotbepflachte Treppen — ein numerierter Salon — „die gnädige Frau muß in wenigen Minuten zurück sein“ — und Dagobert stand im Logis der fremden, holländischen Dame.

Er sah sich um. Draußen zog die Nachmittagsdämmerung in blautila Lufttönen allmählich herauf. Drinnen prasselte das Feuer; ein Hauch von Behagen durchwehte den Raum; ein leises Parfüm, wie ein Luftzug von Individualität, lag über den charakterlosen Hotelmöbeln. Ich bin doch neugierig, dachte Dagobert, wer sich nun entpuppen wird! Frau van Belden — sollte sie aus Holland extra hierhergereist sein, um einen Klatsch über mich auszubringen? Woher sie mich nur kennt? Ich habe den Namen nie gehört. Nun, der Denkartel, den ich ihr geben werde, kommt vielleicht anderen zu gute! Ich denke nicht gerade den Varnherzigen zu spielen — ein Exempel muß statuiert werden!

Er hörte Schritte. Eine verschleierte Dame trat ein.

„Frau van Belden?“ fragte Dagobert.

„Allerdings!“ Ihm war, als ruhe ein sehr verwunderter Blick auf ihm; aber er fühlte sich nicht gemühtigt, sich ausführlicher mit dem Neuzug seiner Begnerin zu befassen.

„Ich komme in einer etwas peinlichen Angelegenheit zu Ihnen —“

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?“ unterbrach sie.

„Ich danke —“

„So stört es Sie hoffentlich nicht, wenn ich mich setze, ich bin müde!“ Sie glitt in den Sessel. „Nun?“ fragte sie.

Dagobert stand jetzt wie ein Richter des alten Testaments da, ungerührt, starr, unendlich männlich. „Man hat mich an Sie gewiesen, als an die Urheberin eines Gerüchtes, das meinen Namen in Verbindung bringt mit dem einer Dame — Fräulein S.“

Frau van Belden sah erstaunt auf. „Ich?“ fragte sie unschuldig.

„Sie, gnädige Frau! Sie sollen gesagt haben, daß ich gestern um fünf Uhr mit einem Rosenstrauch in das betreffende Haus gegangen sei. Das Facit zieht sich aus derartigen Behauptungen in kleinen Städten von selbst!“

„Und wer hat Ihnen das gesagt?“ fragte sie, noch mit dem gleichen, unschuldigen Ton.

„Frau Kommerzienrätin Finger, Ihre Freundin!“

Eine Minute schwieg die Angeklagte. „Aber wenn,“ begann sie, „schwieg jedoch dann wieder, endlich sagte sie energisch: „Allerdings, das habe ich gesagt — und weiter?“

„Weiter?“ gab Dagobert zurück. „Weiter brauche ich nichts als dies Geständnis. Nun bleibt mir nur mehr einiges zu bemerken übrig. Ich bin fest entschlossen, was in meinen Kräften steht, mutig aufzutreten gegen diese hundertköpfige Hydra, die sich Klatsch nennt, und gedenke ihre Urheber nicht zu schonen!“

„Das heißt so viel,“ unterbrach Frau van Belden, „als daß Sie jetzt überall erzählen werden, ich sei die Erfinderin dieser Phantasie gewesen?“

„Ja!“ entgegnete Dagobert. „Ich werde das thun, falls Sie nicht folgenden Milderungsvorschlag annehmen: ich werde nur die mitbetroffene Dame in Kenntnis setzen, Ihnen sonst aber das übrige ersparen, falls Sie sich entschließen, umgehend dreitausend Mark an die Armenkasse zu schicken.“ Dagobert hätte in diesem Augenblick als Bayard posieren können, so ganz war er der edle Ritter sans peur et sans reproche.

Frau van Belden erhob sich hastig; er sah ihre Silhouette fünf Schritt vor sich gegen das Fenster gezeichnet. Der Schleier, den sie noch trug, verbarg ihre Züge fast ganz, nur eine feine, schmale Wange war sichtbar und ein Mund, der nach Schmerz und Spott ausah und auf dem jetzt doch ein leises Lächeln ruhte. „Ich werde die Anweisung sofort schreiben!“ sagte sie und klingelte nach Licht.

Dagobert stuzte. So einfach hätte er sich die Sache nicht gedacht, ein paar kräftige Tiraden wäre er gern noch los geworden. Er sah der Dame nach, wie sie durch das Zimmer ging; er sah die einfache Eleganz ihres Kleides, die ruhige Bewegung, mit der sie über den Teppich glitt. Hm! dachte er. Da hat sich die Natur doch wohl in ihrer Komposition vergriffen. Wie eine Klatschbase von Profession sieht diese Dame nicht aus.

Sie setzte sich an den Schreibtisch, als das Licht kam, und suchte in einer Mappe. „Sollen Ihre Füße die Kosten davon tragen, daß Sie mir nicht die Ehre geben wollen, sich in meinem Zimmer zu setzen?“ fragte sie lächelnd über die Schulter zurück.

Er setzte sich. Sie wandte ihm halb den Rücken und schob die Lampe seitwärts, so daß er wieder nichts von ihr sah als die feine, blasse Gesichtslinie, die ihn schon vorher verwundert hatte.

„Und nun,“ begann sie, während ihre Hand über einen Bogen glitt, „gestatten Sie mir eine kleine Ehrenrettung! Lassen Sie mich berichten, wie es kam, daß ich die hundertköpfige Hydra, die sich Klatsch nennt, noch um einen Kopf vermehrt hatte. Ich kam also von Fräulein S.; sie ist die Nichte meines Mannes, und als ich das Gitter des Vorgärtchens verließ, sah ich gegenüber an der anderen Straßenseite die Kommerzienrätin stehen, eine flüchtige Jugendbekanntschaft von mir. Sie winkte mich mit ihrem Muff hastig herbei. Dem Gebot der Höflichkeit folgend, nicht etwa dem eigenen Trieb, trat ich zu ihr, und als dabei eine Minute später mein Blick die Front des S.chen Hauses übersog, sah ich, wie ein Herr die Treppe hinaufging, ein Herr, mit dem ich also um ein Haar dort zusammengetroffen wäre. Er trug einen jener neu-modischen Mäntel, wie Herr Dagobert sie hier eingeführt hat

Spät geföhnt.

Novelle von Paul Schellhaas.

Nachdruck verboten.

und die hiesige Jugend sie aus Mangel an eigenen Ideen nachahmt. In der Hand hielt er Rosen. Es war halbunkel. Die Silhouette schien mir bekannt, und, um mich zu vergewissern, ob ich recht gesehen, warf ich halb fragend die Worte hin: „Geht dort nicht Herr Dagobert in das S. S. Haus?“ So, das ist meine ganze Schuld. Außerdem habe ich nichts gethan, als daß ich dem Herrn mit den blühenden Rosen nachsah, bis er verschwand, und daß ich dann, von der Kommerzrätin abzweigend, in Gedanken nach Hause ging!“

Dagobert schwieg. Er war bei seinem Duellenstudium entschieden nicht ganz an die Hauptadresse gekommen; das ärgerte ihn, und zugleich reizte ihn ein anderes. Er fragte kurz: „Und weshalb genoß ich die Ehre, gnädige Frau, von Ihnen gekannt und beobachtet zu werden?“

Frau van Velden lehnte sich in den Stuhl zurück. „Das werde ich Ihnen mit Vergnügen sogleich berichten. Ihre Familie, nicht wahr, ist eine weitverweigte; Sie haben Lehnsvetter überall? Nehmen wir an, ein solcher Lehnsvetter war's, von dem ich jetzt reden will, und die andere handelnde Person war — eine Freundin von mir. Diese Freundin hatte sich — das ist nun sehr lange her — mit einem jungen Menschen verlobt, einem braven, einfachen, edlen Mann, der zwar keinen Firnis besaß, aber dafür das sogenannte und sehr seltene „Herz von Gold“. In einem kleinen Badeort war's, daß eines Abends — aus Langeweile, vielleicht aus Mergel über das Regenwetter — ein junger, in das stille Thal verschlagener Vergnügungsvoegel mit einem anderen Wesen seiner Gattung wettete, ob er jenen Bräutigam wohl bei seiner Braut auszusprechen vermöge! Es war ja nur ein geistreicher Scherz, ein interessantes Experiment — nur, daß die Sache traurig auslief, daß der Herr die Wette gewann, das Mädchen dem andern die Treue brach und der andere mit einer Wunde im Herzen in die Welt ging. Es war sehr schlecht von dem Mädchen — allerdings! Aber eine Entschuldigung hatte sie: sie glaubte dem schönen Phrasen, glaubte ihm mit dem ganzen Enthusiasmus, dessen ihre Seele für einmal fähig war, ja, sie glaubte noch, als er von der Bildfläche verschwand und nichts mehr von sich hören ließ. Sie glaubte an seine Wiederkehr, daß er arbeite, kämpfe, um eine Brücke zu ihr zu schlagen, glaubte ihm fünf Jahre lang, die besten ihrer Jugend — dann, nach fünf Jahren, kam die Erkenntnis über sie; sie ordnete den Nachlaß einer verstorbenen Freundin: da, zwischen alten Briefschaften, zufällig hineingeweht, zufällig, wie so oft die späten Erleuchtungen kommen, fand sie den Brief eines Veters der Toten, in dem dieser mit dem lachenden Humor der gedankenlosen Jugend die Geschichte jener Wette mit Namen zum besten gab.“

Dagobert war bei den ersten Sätzen aufgesprungen. Er befand sich in der Situation jenes Clavigo vom dritten Akt, dem Beaumarchais blaß, zornig, aber mit der Ruhe des Rechts, die Geschichte seiner Unthat vorbetet, in jener Situation, zu der es eines Matkowsky oder eines Sommerstorf bedarf, um den Helden nicht ganz in den Augen der Zuschauer herabzusetzen. Er trat unwillkürlich näher.

Da erhob sich Frau van Velden, strich ihren Schleier über die Stirn zurück und sagte, während sie die Lampe gerade vor sich hinschob, in verändertem Tonfall, mit überlegenem Lächeln: „Kennen Sie Elly Franzberg wirklich nicht mehr?“

Dagobert wurde es heiß und kalt; er suchte vergebens nach Worten.

„D, bemühen Sie sich nicht!“ lächelte Frau van Velden, „il n'y a pas de quoi! Sie hat's verwunden und ein anderes, wenn auch spätes Glück gefunden. Etwas Menschenverachtung ist ihr geblieben — weiter nichts. Ich habe nun übrigens auch noch eine kleine Bitte. Dort in jener Kassette liegt der bewußte Brief; ich betrachte ihn nämlich als Kostbarkeit und führe ihn mit mir wie meine Diamanten. Sie werden vernützlich wünschen, daß er aus der Welt kommt, wenn er ja auch nichts ist als die Mumie einer langverjährten Jugendfünde. Ich will ihn sofort ins Kaminfeuer werfen, und Sie werden währenddem die Gefälligkeit haben, ebenfalls eine Anweisung auf dreitausend Mark für die Armen zu schreiben.“

Dagobert that das einzige, was er in diesem Falle überhaupt thun konnte. „Mit Vergnügen!“ sagte er in forciert leichtem Tonfall und begab sich zum Schreibtisch. Während er schrieb, konnte er sich nicht verlagen, einmal zur Seite zu schielen. Frau van Velden stand vor dem Kamin und warf den Brief hinein, während die Röte des Feuers ihren Zügen den Hauch der Jugend zurückgab, den das Leben und Leiden ihnen genommen hatte. O ja, er befaß sich jetzt wieder auf die kleine Elly von damals! Fatal war ihm die Situation, höchst fatal — wo blieb sein Heldenimbus, seine Bayardpose? Nichts war nun um ihn als eine dumme, fatale, alte Erinnerung.

„Vielleicht gestehen Sie mir jetzt die Berechtigung zu, daß ich mich ein wenig für Sie interessiere,“ sagte Frau van Velden, als ihr Blick den seinen traf, „daß ich die Gelegenheit nicht unbenußt verstreichen lassen wollte, noch einmal in diesem Leben mit Ihnen zu karambolieren! Das Schicksal hat mir noch mehr gegeben als das, nämlich den größten Balsam für schwere Wunden — Revanche! Ich denke, unsere Abrechnungen stimmen jetzt. Sie besorgen vielleicht gleich die beiden, wir haben hier jedenfalls denselben Bankier!“

Sie reichte ihm die zwei Zettel. Ueber diese Zettel hinweg kreuzten sich noch einmal ihre Blicke. Ihn wandelte eine weiche Stimmung an, ein Impuls, die Sache ins Lyrische zu spielen.

„Halt!“ unterbrach sie ihn, „ich glaube, wir haben beide genug vom Wiedersehen!“ Und er ging stumm mit aufeinandergebissenen Zähnen und seiner tadellosesten Verbeugung davon.

Sie sah ihm vom Fenster aus nach, als er in den Wagen stieg. Die Sonne der Genugthuung bebte noch in ihr — und doch! Ganz machtlos war die lebende Gestalt ihres alten Jugendtraumes nicht gewesen. Eines hatte Frau van Velden nicht über die Lippen gebracht, obwohl sie es wußte, nämlich, daß Fräulein S. seit gestern mit dem Maler Urban verlobt war.

Dagobert verzichtete fortan auf weitere Duellenstudien. Den größten Vorteil von dem ganzen Klatsch hatten jedoch die Armen. Könnten alle derartigen Sünden, die täglich auf Erden passieren, jedesmal ebenso gerächt werden, so würden die armen Leute bald reiche Leute sein!

— E n d e. —



(Schluß aus Nr. 28.)

Es eine halbe Stunde später trat Hartig in Reisekleidung mit einer Handtasche bei dem Professor ein. „Ich muß sofort abreisen,“ sagte er.

Der Professor sprang förmlich auf seinem Stuhl in die Höhe. „Was ist denn geschehen?“

„Das kannst du dir wohl denken, denn ich glaube, du bist nicht ganz unbeteiligt an dem Geschehenen.“

„Du hast Fräulein Gernar getroffen?“

„Ja. Warum hast du mir nichts davon gesagt, daß sie an deiner Schule angestellt ist? Wozu diese Geheimthuererei?“

Der Professor zuckte die Achseln.

„Mein Gott, ja, ich habe es dir allerdings absichtlich verschwiegen.“

„Und du hast sie veranlaßt, hierher zu kommen, um ein Zusammentreffen mit mir herbeizuführen?“

„Ja.“

„Aber ich bitte dich um alles in der Welt, welchen Zweck sollte das haben, was für eine Absicht hattest du dabei?“

Der Professor geriet in Verlegenheit, das Gespräch fing an ihm peinlich zu werden.

„Ich hatte erwartet,“ sagte er, „daß — daß eure Unterredung ganz anders verlaufen würde.“

Hartig schwieg und sah zu Boden.

„Ich sehe,“ fuhr der Professor fort, „ich muß dir offen erklären, wie ich dazu gekommen bin. Aber vor allem lege einmal deine Reisetasche ab und setze dich! Der nächste Zug geht in anderthalb Stunden, falls du wirklich abreisen willst — also Zeit hast du genug.“

Er nahm dem Widerstrebenden die Tasche und zog ihn halb gewaltsam auf einen Stuhl. Dann ging er zum Fenster und öffnete beide Flügel.

„Es wird warm heute,“ sagte er.

Die köstliche Waldluft flutete mit den Strahlen der Morgensonne herein, und ein frischer Windhauch ließ die leichten Gardinen am Fenster emporflattern. In der Ferne hörte man das melodische Glockenläuten der Viehherden, die zu den Bergwiesen emporgetrieben wurden, und von Zeit zu Zeit mischte sich das dumpfe Brüllen eines Kindes in den harmonischen Klang der Glocken.

„Ich will dir erzählen,“ sagte der Professor, „wie alles zusammenhängt. Du weißt, als wir in Halle studierten, besuchte ich dich öfters und lernte dabei auch die Tochter deines Wirtes, Fräulein Gernar, kennen. Ich sah wohl, daß du ihr auffallend huldigtest, aber ich dachte nicht im entferntesten an etwas Ernsthaftes. Du warst ja damals ein leichtsinniger Bursche. Ich stand zu der Zeit schon im Examen und hatte auch keine Veranlassung, mich darum zu kümmern. Erst später habe ich alles erfahren. Ihr liebtet euch, hattet euch heimlich und feierlich verlobt und wartet entschlossen, auf alle Fälle, auch gegen den Willen ihres Vaters, der sie mit einem Handwerksmeister verheiraten wollte, eure Verbindung durchzusetzen. Bei deiner Neigung zum Abenteuerlichen hattest du den Plan gefaßt, mit ihr zu entfliehen; du hattest dem Mädchen vollständig den Kopf verdreht. Aber du warst in anderer Beziehung noch leichtsinniger. Daß du so früh in den Besitz eines Vermögens kamst, war wohl dein Unglück. Deine Verschwendungssucht — deine bekannten Geldverlegenheiten — die Ehrenschuld — nun ich brauche ja nicht — — kurz, es kam der Tag, an dem ich von dir den Brief aus Hamburg erhielt, worin du mir mitteiltest, du müßtest fort, es bliebe dir nur die Wahl: entweder der Tod oder die Flucht ins Ausland. Das ist dir ja alles bekannt.“

Hartig nickte.

„Nun aber, was du nicht weißt. Als Fräulein Gernar erfuhr, daß du heimlich abgereist warst, hielt sie in ihrem grenzenlosen Vertrauen zu dir das für die Vorbereitung zu eurer gemeinsamen Flucht, und — ich weiß nicht, was ihr verabredet hattet — kurz, sie wollte dir nach. Sie kam nur bis zum Bahnhof. Ihr Vater brachte sie zurück, und bald darauf erfuhr sie die Wahrheit — von mir, daß du sie im Stich gelassen hattest. Der Schlag traf sie hart, um so härter, als ihr Vater bald darauf starb und sie allein stand. Sie war vollständig gebrochen. Jeder in der Stadt wußte um ihre Geschichte; du kannst dir denken, was das sagen will, sie hatte niemanden, der ihr hätte beistehen können, sie stand ganz allein. Auf meinen Rat zog sie fort und wurde Lehrerin. Mit den paar Thalern, die sie ererbt hatte, hielt sie aus, bis es ihrem eisernen Fleiß gelang, das Examen zu machen und eine Anstellung zu finden. Seit fünf Jahren unterrichtet sie an meiner Anstalt — als die beste meiner Lehrerinnen.“

Hartig hatte mit düsterer Miene schweigend zugehört — wie ein Angeklagter, dem seine That vorgehalten wird und den sein Schuldbewußtsein zu Boden drückt.

„Als ich dich nun hier traf,“ fuhr der Professor fort, „kam mir eine eigentümliche Idee. Ich will mich kurz fassen — meine Frau muß bald wiederkommen — und will dir nicht schildern, an welche Möglichkeit ich dabei gedacht habe. Es mag ein gewagter Versuch gewesen sein. Ich glaubte jedenfalls, da du so ganz und gar ein anderer geworden, wäre es gut, wenn du mit ihr zusammenkämfst, ihr würdet euch aussprechen, euch versöhnen, und du könntest — vielleicht, wenn sie dir verziehe, in irgend einer Weise deine Schuld tilgen. Nun es scheint, als ob ich unrecht hatte.“



Mit diesen Worten legte er dem Professor eine schriftliche Rechnung vor und fing an, das Geld in Banknoten aufzuzählen.

Hartig stand auf. „Ich danke dir,“ sagte er, „du hast in bester Absicht gehandelt. Aber du vergißt, daß eine Verzeihung und Sühne nicht möglich ist, wo der Verletzte nur das Gefühl der Verachtung empfinden kann. Ich weiß, sie verachtet mich — und mit Recht. Das läßt sich nicht ändern. Ich selbst muß mich verachten, wenn ich an jene Zeit zurückdenke.“

„Jetzt bist du — glaube ich — strenger gegen dich, als Fräulein Gernar. Ich glaube nicht, daß sie Derartiges empfindet. Sie hat zwar niemals mehr ein Wort von dir gesprochen, indessen —“

„Lieber Freund,“ sagte Hartig sehr ruhig, „ich habe sie soeben selbst gesprochen und habe ihre Empfindungen richtig verstanden.“

„Willst du mir nicht erzählen, wie euer Zusammentreffen verlaufen ist?“

„Verzeih, wenn ich darüber nicht gern spreche. Es ist mir peinlich. Sie war ziemlich ruhig, bis sie plötzlich auf den Gedanken kam, daß wir gemeinsam das Wiedersehen abgekartet hätten.“

„Wir beide?“

„Ja.“

Der Professor schüttelte den Kopf. „Ich werde ihr offen sagen, wie die Sache zusammenhängt.“

„Nun habe ich noch eins mit dir zu erledigen, bevor ich abreise,“ sagte Hartig.

„Du willst also wirklich fort?“

„Ganz gewiß! Ich habe ihr versprochen, daß sie mich nicht wiedersehen soll.“

„Aber das ist doch recht traurig, daß du nun gewissermaßen durch meine Schuld veranlaßt wirst, uns zu verlassen. Wenn ich das geahnt hätte —“

„Es thut mir ebenfalls leid, aber ich muß. Ich mache dir keinen Vorwurf. Aber noch eins. Als ich damals auf meiner Flucht bis nach England gelangt war, hatte ich keinerlei Mittel, um weiterzukommen. Ich blieb einige Monate in London, in erbärmlicher Lage. Ich konnte dort keine Existenz finden und war dem Untergange nahe. In meiner Verzweiflung schrieb ich an dich und fragte, ob du mir etwas Geld zur Ueberfahrt nach Amerika schicken könntest. Es war ein Strohhalme, an den ich mich klammerte, denn ich wußte nur zu gut, daß du selber nichts übrig hattest, und wie konnte ein Mensch, wie ich damals, von dir Hilfe erwarten! Dennoch schicktest du mir hundert Thaler. Mit welchem Gefühl nahm ich dies Geld in Empfang! Ich begreife noch heute nicht, was dich zu dieser edelmütigen Handlung veranlaßte. Aber du hast mich damit gerettet, denn ich wäre sonst sicher zu Grunde gegangen. Ich werde es dir nie vergessen, niemals! Erlaube, daß ich dir die Summe jetzt zurückerstatte — mit Zinsen. Siebenundzwanzig Jahre sind seitdem vergangen, du hast an Zinsen zu fünf Prozent 135 Thaler zu fordern, im ganzen also 705 Mark.“

Mit diesen ganz geschäftsmäßig gesprochenen Worten zog er ein Notizbuch aus der Tasche, legte dem Professor eine schriftliche Rechnung vor und fing an, das Geld in Banknoten aufzuzählen.

Eine merkwürdige Unruhe bemächtigte sich des Professors. Er fuhr sich mit der Hand durchs Haar, rückte an seiner Brille und schien einen Kampf mit sich selbst zu kämpfen.

Plötzlich sprang er auf. „Nein,“ rief er, „jetzt kann ich unmöglich länger schweigen! Ich habe ein Versprechen gegeben, aber ich denke, so ungewöhnliche Umstände können mich entbinden. Ich kann nicht anders! Das Geld war nicht von mir!“

„Wie?“

„Es kam von Fräulein Gernar! Sie hat es mir gegeben. Es war ihr Erspartes. Sie gab es hin, um dich zu retten.“

„Von ihr?“ rief Hartig, vom Tisch zurückprallend.

„Um Gotteswillen, ist das wahr? Von ihr, sagst du?“

„Ja, ja, alter Freund,“ fuhr der Professor mit von Rührung bewegter Stimme fort, indem er ihm mechanisch auf die Schulter klopfte, „ja, ja, von ihr war es! Bewundere die allmächtige Liebe eines Weibes! Bewundere sie, wie ich sie bewundere habe!“

Erstarrt starrte Hartig auf die Banknoten. Er mußte auf einmal etwas Außerordentliches an dem Gelde sehen.

„Von ihr, von ihr!“ murmelte er vor sich hin. „O, wenn ich das geahnt hätte!“

Dann ergriff er hastig seinen Hut. „Ich muß sofort zu ihr, sofort!“ rief er.

Der Professor nickte bloß.

„Sage mir, wo sie wohnt!“

„Da drüben am Walde, das kleine Haus, du kannst es vom Fenster aus sehen.“

Im nächsten Augenblicke war Hartig hinaus, und der Professor stand allein im Zimmer. „Eine alte Schuld,“ sagte er leise mit einem Blick auf das Geld. „Gebe Gott, daß er sie abträgt!“

Am oberen Ende des Dorfes stand ein weißgetünchtes Häuschen mit niedrigen kleinen Fenstern und moosbedecktem Schindeldach. Ein prächtiger Rosenstock blühte im Vorgarten, ein Bach murmelte draußen vorüber; man konnte sein Rauschen in den Zimmern hören.

Hier trat Hartig ein. Eine Frage an die alte Frau, die ihm auf dem Flur entgegenkam, und er klopfte an eine Thür.



„Nein, nein! Niemals!“ schrie sie auf und verbarg ihr Gesicht in den Händen.

Gleich darauf war er im Zimmer. Fräulein Gernar saß am Fenster.

„Helene!“ rief er atemlos. „Verzeihen Sie mir! Noch einmal muß ich Sie sprechen. Ich muß! Jetzt weiß ich alles!“

Sie stand auf, höchste erschrocken da. „Vor wenigen Augenblicken habe ich es von meinem Freunde erfahren,“ fuhr er fort. „Ich weiß, daß Sie es waren, die mich nach alle dem, was ich Ihnen angethan habe, vor dem Untergang gerettet hat. Das Geld, das mir mein Freund damals auf meiner Flucht sandte, war von Ihnen. Ohne Sie wäre ich zu Grunde gegangen. Ohne Ihren Edelmut stände ich heute nicht hier. Ihrer grenzenlosen Milde verdanke ich es, daß ich mir eine neue Existenz gründen, ein neues Leben beginnen konnte. Wie soll ich es Ihnen danken, wie kann ich Ihnen das jemals vergelten! Alles, was ich bin, was ich besitze, gehört Ihnen!“

Während er sprach, überlief sie eine glühende Röte, dann wurde sie bleich und lehnte sich an die Wand. Sie erwiderte nichts. „Wenn es noch möglich ist,“ rief er, „daß ich meine Schuld sühnen kann, so sagen Sie es! Es ist eine schwere, eine fast übermenschliche Schuld, aber mit Ihrer Hilfe kann ich sie tilgen. Es hängt von Ihnen ab. Ich bin nicht wert, vor Ihre Augen zu treten, nicht wert, daß Sie mich eines Blickes würdigen. Ich habe Ihre Verachtung verdient, und dieser Gedanke war es, der mich unablässig quälte und niederdrückte, seit ich Sie wiedersah. Jetzt, nachdem ich das erfahren habe, wage ich zu hoffen. Haben Sie mir verzeihen, verachten Sie mich nicht?“



„Ich habe Ihnen alles verziehen,“ sagte sie leise. „Dann giebt es eine Sühne, wenn Sie mir helfen wollen. Helene, lassen Sie mich nach so langen Jahren das heilige Versprechen erfüllen, das ich Ihnen einst gegeben, lassen Sie Ihren Edelmut noch einmal über mir walten, noch einmal in mein Leben eingreifen! Helfen Sie mir meine Schuld sühnen! Werden Sie die Meine!“

„Nein, nein! Niemals!“ schrie sie auf und verbarg ihr Gesicht in den Händen.

„Wir sind beide einsam und stehen allein in diesem Leben,“ fuhr er fort, indem er näher zu ihr trat. „Noch ist es Zeit, das Geschehene gut zu machen, noch kann der gemein-

same Traum unserer Jugend verwirklicht werden. Die Bilder, die uns vor-schwebten, sind wohl verblaßt, und das Glück, von dem wir träumten und das wir suchten, sieht jetzt für unsere Augen anders aus, als wir es damals uns ausmalten. Aber ich will Ihr Urteil nicht beeinflussen, ich darf es nicht. In Ihrer Hand ruht nun die Entscheidung über mein Schicksal; wenn Sie mich zurückweisen, so muß ich meine Schuld ungefühnt bis an mein Lebensende weiter tragen. Noch einmal: wollen Sie mir Ihre Hand reichen?“

„Nein,“ stammelte sie, „ich kann es nicht.“

„So leben Sie wohl und vergessen Sie, was hier zwischen uns vorgegangen ist. Ich gehe. Aber eins lassen Sie mich noch aussprechen. Wie ich auch damals gehandelt haben mag, meine Liebe zu Ihnen war nicht erloschen, und sie ist es nicht die langen Jahre hindurch. Ihr Bild hat mich immer umschwebt in meinem freudlosen Leben, als ein verirrter Sonnenstrahl aus einer vergangenen, glücklichen Zeit, ein Nachklang eines Glückes, das ich selbst zerstört habe. Leben Sie wohl!“

Er wandte sich und wollte gehen. Aber eine Bewegung von ihr hielt ihn zurück. Sie neigte ihr thränenüberströmtes Gesicht ihm zu und streckte ihm die Hand entgegen. „Bleiben Sie bei mir!“ rief sie. „Ich kann Sie nicht fortgehen sehen!“

„Helene!“ Es klang wie ein Freudenruf, und er ergriff ihre Hand, als wollte er sie nimmer loslassen.

Sie entzog sie ihm nicht. „Helene! Du willst mich entschuldigen, du willst die Meine werden?“

„Ja,“ flüsterte sie fast unhörbar.

„Auch ich habe ja immer und immer deiner gedacht — und nun sollte ich dich wieder verlieren, noch einmal — für immer? Nein, nein, bleib bei mir! Verlaß mich nicht!“

Sanft zog er sie an sich, nahm sie in seine Arme, und ihr Haupt sank an seine Brust. Eine Strähne löste sich von ihrem Haar und fiel über seine Hand. Die Locke war ergaut — helle Silberfäden zogen sich durch das dunkle Blond. Und mit wehmütiger Nührung neigte er sich herunter und drückte seine Lippen darauf.

Der Professor und seine Frau saßen gerade beim Frühstück, als sich die Thür aufthat und Hartig mit Fräulein Gernar eintrat. Er hielt ihre Hand.

Der würdige Pädagoge ließ bei diesem Anblick das Brötchen, welches er eben zum Munde führen wollte, fallen, rannte mit einer ganz wunderbaren Behendigkeit den beiden entgegen und fiel seinem Freunde um den Hals, indem er ihn mit solcher Energie umarmte, daß Hartig kein Wort sprechen konnte.

„Es hat sich alles zum Guten gewendet,“ sagte dieser endlich, als der Professor ihn losließ, „ich bleibe hier.“

Der Professor reichte Fräulein Gernar die Hand, und sie drückte sie herzlich. „Wie viel verdanke ich Ihnen!“ sagte sie.

„Alter, lieber Freund!“ setzte Hartig hinzu. „Wenn ich dich nicht gefunden hätte!“

„Und ich verliere meine beste Lehrerin!“ rief der Professor mit komischer Verzweiflung. „Aber ich bin ja selbst daran schuld!“

„Was bedeutet denn das alles?“ mißte sich seine Gattin ganz verwundert ein. „Was sind das für Geheimnisse? Ich verstehe kein Wort von alledem.“

Der Professor drehte sich um. „Das werde ich dir später einmal erzählen,“ sagte er. „Mein Freund hat eine alte Schuld gefühnt, eine alte Schuld — spät gefühnt.“



Ferienkolonien: Auf dem Lande.

Im Hochgebirg.*

„Marterl“.

In einsamer Wildnis des Hochgebirgs ragt
Manch' hölzernes Bildnis, des? Spruchvers dir sagt,
Welch' Unfall ein Leben hier jählings entseht;
Gott möge vergeben, was einst es gefehlt!

Dies „Marterl“ am Stege gar eindringlich steht.
Und weiter am Wege ein „Bildstöckel“ steht,
Den Heiligen oder der Jungfrau geweiht,
Und Bauer wie Loder kniet betend beiseit.

Der Adel des Schönen zwar völlig gebricht,
Und leicht ist's, zu höhnen so Bild wie Gedicht;
Jedoch was der Glaube in Einfalt geweiht,
Was je aus dem Staube, aus Schranken der Zeit

Empor gen die Sterne ein Herz nur entrückt,
Dem bleibe Spott ferne! So gramlos beglückt
Sind niemandes Tage, daß nicht in der Brust
Ein „Marterl“ ihm Klage um schweren Verlust!

Heil ihm, wenn daneben ein „Bildstöckel“ ragt,
Um Trost ihm zu geben, wann's Herz schier verzagt!
Wir bilden und bauen Idol wie Symbol:
Vom Glauben zum Schauen wann kommen wir wohl?

Schutz dem Edelweiß!

Trevelnde Touristenbrut
Ohne Ehrfurcht und Gewissen!
Tragen Edelweiß am Hut,
Mit der Wurzel ausgerissen!

Roh als Ganzes ausgerauft,
Soll es prahlerisch bekunden,
Daß es nicht um Geld gekauft,
Rein, von ihnen selbst gefunden.

Blüten nur der Händler bricht,
Raubt die Wurzeln nicht dem Boden;
Doch der Bergfex schämt sich nicht,
Ganze Stauden auszuroden.

Trägt am Hute prunkend noch
Die geschändeten Gewächse!
Schläge ein Gewitter doch
In den Bergspalt dersel Fere!

O. f. Gensichen.

* Aus „Jungbrunnen“, Gedichte von O. f. Gensichen. Berlin, Gebr. Paetel.

Deutschlands Ferienkolonien.

Von Gustav Dahms.

Nachdruck verboten.

„Führt sie hinaus in Sonn' und Luft, die kleine Schar, in
Waldesduft!

Und wenn in eurer treuen Hut der Segen auf dem Werke ruht,
Ein mattes Köpfschen froh sich hebt, ein bleich Gesichtchen sich
belebt,

Und eine franke kleine Brust aufjauchzt in heller Kinderlust,
Dann denkt: ihr habt das junge Leben dem Licht, dem Glück
zurückgegeben,

Gestillt der armen Mutter Weinen — geeignet sei's an euren
Kleinen!“

Die schöne Mahnung der Dichterin an die im Glück Lebenden, abzugeben von ihrem Ueberflusse und sich in Liebe der Kinder der Armen anzunehmen, ist nicht unbefolgt geblieben: das Bewußtsein der Verantwortlichkeit für das physische Wohl der nachwachsenden Generation aus den ärmeren Schichten des Volkes hat in den letzten Jahrzehnten eine Reihe von humanen Institutionen ins Leben gerufen, die namentlich den schwächlichen und kränklichen Kindern der in engen Wohnungen zusammengepferchten großstädtischen Arbeiterfamilien zu gute kommen. Die von Jahr zu Jahr in bedenklichem Maße steigende Zahl skolastischer Kinder legte den Gedanken nahe, daß man sich nicht damit begnügen dürfe, franke Kinder in Hospitälern unterzubringen, sondern daß man der Entwicklung der Krankheit in ihren Anfängen vorbeugen müsse. Von diesem Gesichtspunkt aus hat man die Kinderheilstätten und die Ferienkolonien begründet.

Während solche Kinder, bei denen die Krankheit schon weiter vorgeschritten ist, den Kinderheilstätten der See- oder Soolbäder zur Pflege und zur ärztlichen Behandlung auf längere Zeit übergeben werden, dienen die Ferienkolonien dazu, milder kränkliche Kinder auf einige Wochen, vorzugsweise während der Sommerferien, vollständig aus ihren Lebensverhältnissen herauszureißen und bei einfacher, guter Ernährung und zweckentsprechender Bewegung im Freien in gesunde, kräftigende Luft zu bringen. Wenn schon die Erwachsenen, aus den unzureichenden, dumpfen Wohnungen der Großstadt in Berg- und Waldluft oder an den Meeresstrand veretzt, in solcher vollkommenen Umkehr der bisherigen Verhältnisse und Lebensweise erneute Kraft finden, so ist dem Organismus des Kindes eine so vollständige Luftveränderung noch in weit höherem Grade wohlthätig: Kinder, die aus trockener, sandiger Gegend kommen, erholen sich zusehends, wenn sie feuchte Wald- oder Seeluft, Kinder aus feuchter Gegend, wenn sie sonnige Gebirgs- luft einatmen.

Den richtigen Weg zeigte hier der Pfarrer Walter Bion in Zürich, der im Jahre 1876 während der Sommerferien 68 arme Züricher Schulkinder aus ihren ungesunden Wohnungen hinaus in die herrliche Wald- und Bergesluft des Appenzeller Landes führte, wo sie in wenigen Wochen schnell und kräftig ausblühten. Der Geh. Sanitätsrat Dr. Varentzapp aus Frankfurt a. M. lernte diese Einrichtung im folgenden Jahre in der Schweiz kennen und begründete im Sommer 1878 die erste deutsche Ferienkolonie mit 97 Frankfurter Schulkindern. Im nächsten Jahre folgten Dresden, Basel, Wien, Stuttgart, im Jahre 1880 Berlin und noch sechs andere Städte mit der Errichtung gleicher Sommerpflegestätten. Die Ferienversorgung armer Kinder wurde bald als ein wichtiges Glied in der Kette gemeinnütziger Anstalten aller Großstädte erkannt, und auf Anregung der damaligen preussischen Kronprinzessin trat im November 1881 eine Anzahl volkreundlicher Frauen und Männer zur Ausgestaltung dieses Unternehmens zusammen. Das Ergebnis war die Einrichtung einer „Centralstelle der Vereinigungen für Sommerpflege“, an deren Spitze seit 1885 der „Berliner Verein für häusliche Gesundheitspflege“ steht. Das Protektorat über diesen Verein hat die Kaiserin Friedrich übernommen, welche ihm vor zehn Jahren, gemeinschaftlich mit ihrem edlen Gemahl, den Friedrich-Wilhelm-Viktoria-Fonds in Höhe von 280 000 Mark zuwies. Vorsitzender des Vereins ist der bekannte Politiker und Volkswirt



Ferienkolonien: An der See.

Georg von Bunsen. Das Centralbureau befindet sich in Berlin W., Steinmehlfraße 16, das Lokalbureau der Berliner Ferienkolonien in Berlin C., Krausnickstraße 5.

Man unterscheidet zweierlei Kategorien: die Volkkolonien, d. h. die eigentlichen Ferienkolonien, bei denen die Kinder in die Ferne — aufs Land, ins Gebirge, an den Strand der See — geschickt und entweder einzeln bei Familien untergebracht oder in Gruppen zu 12 bis 25 unter Aufsicht von Lehrern oder Lehrerinnen gestellt werden; ferner die sogenannten Halb- oder Stadtkolonien, die sich in der Nähe der Großstadt befinden und in welche die Kinder durch die Pferdebahnen oder Dampfschiffe zu einer Mischung von einigen Wochen täglich billig hinausbefördert werden.

Die einer Erholung und Kräftigung bedürftigen Kinder werden von den Lehrern der Gemeindeschulen oder direkt von den Eltern den Vereinen namhaft gemacht. Durch besondere Ausschüsse, in denen die Frauen vorzüglich mitwirken, werden die häuslichen Verhältnisse dieser Kinder festgestellt und hierbei diejenigen ausgeschieden, deren Eltern in der Lage sind, selbst für ihre Kinder zu sorgen. Die übrig bleibenden werden ärztlich untersucht und für eine der genannten Kategorien der Sommerpflegestätten bestimmt. Bei der Auswahl der Kinder wird mit geringen Abweichungen das schulpflichtige Alter von 7 bis 14 Jahren berücksichtigt. Die Ausrüstung der Kinder wird in erster Linie von den Eltern verlangt, denen auch die größte Sauberkeit zur Pflicht gemacht wird. Vorgezeichnet sind für Knaben: zwei Anzüge, zwei Paar Stiefel (oder ein Paar Stiefel und ein Paar Lederschuhe), drei Hemden, drei Taschentücher, drei Paar Strümpfe, eine Mütze, eine Zahnbürste und ein Stück Seife; für Mädchen: zwei Kleider, ein wollener, ein leichter Unterrock, zwei Paar Lederschuhe, drei Hemden, drei Taschentücher, drei Paar Strümpfe, eine warme Jacke oder ein Umichlagetuch, ein Hut, eine Zahnbürste und ein Stück Seife. Ferner ein Kistchen, in dem diese Sachen Platz finden und das so handlich ist, daß es von dem Kinde bei der Reise getragen werden kann. Dem Kinde sind vier Postarten mitzugeben, da es angehalten wird, jede Woche einmal an die Eltern oder den Vormund zu schreiben; den Mädchen ist außerdem eine passende Handarbeit mit Zuthaten mitzugeben. Nur im Falle großer Bedürftigkeit treten die Vereine bezüglich der Ausstattung helfend ein.

Die Beförderung der Kinder durch die Eisenbahnen geschieht zu außerordentlich ermäßigtem Preise. An dem Ort ihrer Bestimmung finden die Pflinglinge alles bis aufs kleinste geordnet vor. So werden beispielsweise von Berlin aus für jedes Kind einer Gruppentafel hingeführt: Betten, Bettwäsche, Hand- und Badetücher, Badeanzüge, Kämme, Seife, Waschlappen, Stiefelbürsten, Waschgeschir, Spiele und Bücher. Ein Ferienkolonienkind erhält durchschnittlich jeden Tag 1 Liter frische Kuhmilch, 1 Pfund Brot, 1/4 Pfund gutes Fleisch, 30 Gramm Butter, dazu nach Gefallen Gemüse und Kartoffeln, abends eine nahrhafte Suppe oder etwas Velag zum Brot.

Die Zahl der Pflinglinge ist von Jahr zu Jahr gestiegen; während z. B. der Berliner Verein im Jahre 1880 im ganzen 108 Kinder entsandte und dafür 6821 M. ausgab, werden in diesem Jahre allein von Berlin aus 1967 Kinder nach außerhalb in die Volkkolonien und 1083 in die Stadtkolonien der Umgegend, zusammen also 3050 Pflinglinge geschickt, und die Kosten werden in diesem Jahre rund 89 000 M. betragen.

Die segensreiche Wirkung der Ferienkolonien ist durch Beobachtungen über die geistige Regsamkeit der Kinder vor und nach solchen Ferien unzweifelhaft erwiesen. Und wer einmal auf dem Bahnhofe Zeuge eines zurückkehrenden Ferienkolonienzuges war, wer die gehobene Lebensfreudigkeit der Kleinen, das Glück der Eltern über das gesunde und frische Aussehen ihrer Kinder beobachten konnte, der kann nur den lebhaftesten Wunsch hegen, daß diese humane Institution kräftig wachsen und gedeihen möge, damit in Zukunft kein erholungsbedürftiges Kind mehr wegen Mangel an Mitteln zurückgewiesen werde, wie es leider jetzt noch vielfach geschehen muß.

Das Nordseebad Sylt.

Nachdruck verboten.

In unserem nervösen Zeitalter, oder eigentlich in unserem Zeitalter der Nerven, wie jene Störenfriede heißen, mit denen schon die schöne Galathee, eben lebendig geworden, sich abplagen muß, scheint gerade das Meer immer gesuchter zu werden. Das Meer mit seinem erfrischenden Hauche, mit der Fülle seiner dem Menschengesicht so gewaltig imponierenden Macht und Größe ist denn auch vorzugsweise dazu angethan, Körper und Geist zu beleben, die erzitternden, von dem wirren Weltgetriebe nachhebenden Nerven in Ruhe und Harmonie, ihr ganzes System wieder in Ordnung zu bringen. Diesem Bedürfnis gemäß zählen Seebäder bald wie Sand am Meer! Wo nur ein Plätzchen guten Strandes sich aufhütet und die sonstigen Verkehrs- und Ortsverhältnisse nicht zu sehr entgegenstehen, wird ein Seebad errichtet, dem meistens zum Gedeihen nichts weiter als die Badegäste fehlen. Da wird denn bald die Wahl schwer werden, welchem Strande der Erholungsuchende sich zutenden soll.

Als eines der schönsten und heilkräftigsten Nordseebäder ist Sylt zu bezeichnen. Verhältnismäßig erst von kurzer Dauer, denn die Errichtung des Bades ist erst von 1857 zu datieren, hat es den gehegten Erwartungen über alle Maßen entsprochen und namentlich in letzter Zeit bedeutenden Aufschwung genommen. Sylt ist eine der äußersten Inseln der an der Westküste Schlesiens liegenden Gruppe kleiner und größerer Inseln der nordfriesischen Uthlande. Die ganze Westseite der Insel ist in einer Ausdehnung von circa 38 km der freien, offenen Nordsee zugekehrt und bietet in dieser Ausdehnung fast nur einen einzigen, weit ins Meer (allmählich abfallend) sich erstreckenden, aus dem reinsten, feinsten, weißen Sande bestehenden Badestrand dar, zur Flutzeit noch über hundert Schritt vor einer gewaltigen Dünenkette sich ausbreitend, die sich in der ganzen Länge der Insel am Meere hinzieht.

Etwa in der Mitte dieses Strandes vor dem dicht hinter der Düne liegenden Dorfe Westerland, also in seiner Ausbreitung ganz unbeschränkt, ist das Bad etabliert. Links befindet sich das Damen-, rechts das Herrenbad und zwischen ihnen der Raum für gemeinschaftlichen Aufenthalt, Restauration, Konversationshaus. Da nur bis ein Uhr gebadet wird, steht nach dieser Zeit der ganze Strand zur freien Verfügung der Badegäste. Ähnliche günstige Strandverhältnisse hat wohl kaum ein anderes Seebad aufzuweisen.

Allerdings ist Sylt kein sogenanntes Luxusbad, dazu eignen sich die örtlichen Verhältnisse der Insel wenig, die namentlich in der Nähe der Dünen nur eine vollständig öde, sterile, baumlose Fläche aufweist; auch stehen der Entfaltung großer Toiletten Wind und Wetter und der stets zum Lagern einladende, feine, weiße Sand des Strandes entgegen. Dafür bietet die Natur aber in ihrer majestätischen Größe alles dar, was das Herz des Menschen erheben, was seinen Geist und Körper stärken und gesund machen kann. Fast überwältigend ist für denjenigen, der zum erstenmale den Strand besucht, der plötzliche Anblick des Meeres. Ehe wir den Strand erreichen, sehen wir eine Kette sandiger Hügel vor uns, die das Meer vollständig verdecken, dessen grollende Brandung aber lange vorher vernehmbar ist. Sobald wir die Höhe der sich hier etwa hundert Fuß über den Strand erhebenden Dünen erreichen, sehen wir das Meer, das ewige, unendliche Meer plötzlich vor uns ausgebreitet, unabsehbar sich ausdehnend, bis es mit dem Horizont zusammenfließt; in tausend und abertausend sich verflingenden und immer neu hervorquellenden Wellen und Wogen wälzt es sich dem Strande zu, in unaufhörlicher Brandung seine weißschäumenden Fluten auf den weißen Sand niederstürzend — ein ewiges Brausen und Donnern, ein fettes Rollen und Tosen oder murrendes Klätschern, je nachdem fächelnder Wind oder rasender Sturm mit dem Meere koft oder den Riesenkampf auf Leben und Tod mit ihm ankämpft. Bei solchen glücklicherweise nicht allzuhäufig vorkommenden Kämpfen, wenn die Wogen, vom Sturm gepackt, sich hoch aufbäumend mit gewaltiger Kraft auf den Sand überstürzen und ihren Gischel bis zu den Dünen emporwerfen, wird's am Strande nicht geheimer, und mit dem Baden ist's dann vorbei, das übrigens auch schon bei gewöhnlich starkem Winde meist nur in der Weise ausgeführt werden kann, daß der Badende die Welle mit vorgebeugtem Körper empfängt, oder sich oft fast in den Sand einfallen muß, um der überschlagenden Welle Widerstand zu leisten. Trotzdem ist das Bad nicht etwa als zu kräftig zu bezeichnen. Sturm und zu starke Brandung sind nicht die Regel, und der herrliche, langgestreckte, flach ins Meer abfallende Strand, bei dem Ebbe und Flut keinen wesentlichen Unterschied machen, bietet für das Baden die günstigsten Verhältnisse dar.

Bei dem wenigen, was die Insel sonst bietet, sollte man allerdings meinen, müßte ein längerer Aufenthalt schließlich langweilig werden. Mit nichten. Strand und Meer ist alles, damit aber auch genug. Es liegt ein ganz wunderbarer, seltsamer Reiz in dem ruhigen Anschauen des bewegten Meeres. Ohr und Auge werden nicht müde, stundenlang der Brandung zu lauschen, dem Spiele der Wellen zuzuschauen. Die Gedanken gehen dabei spazieren, Ruhe und Frieden kehren ein in die beruhigte Seele, und die leidigen Nerven und alles, was dem anhängt, wandern langsam dem Pfefferlande zu, wohin wir sie ja jederzeit wünschen.

Das Ziel der Sylter Badegäste ist und bleibt immer der Strand. Zwar giebt es auch sonst noch Ausflüge nach interessanten Punkten der Insel genug: nach dem Leuchtturm, dem roten Kliff, der schmalen, sich etwa zwei Meilen im Süden der Insel hinziehenden, nur noch aus Dünen bestehenden Landzunge Hörnum, dem Dorfe Reikum auf der Ostseite der Insel, in dem die interessante Hansische Sammlung Sylter Altentümer, Verfeinerungen, Vögel zc. sehenswert ist, sodann nach List, der Nordspitze Sylts. Auch die Entstehung, die Form, die Bepflanzung der Dünen, die Geschichte dieser, man könnte sagen wandernden Insel, die vielen verjunkten Ortschaften, die vom Strande weitab im Meere liegen (soll doch Sylt kaum noch die Hälfte seiner früheren Größe be-

stehen), giebt Anregung genug, den Wundern der Natur nachzuforschen.

Vor allem bietet hierzu die oben erwähnte, unbewohnte, öde und unwirtbare Halbinsel Hörnum Gelegenheit. Auch dieses traurige, dem ewigen Kampfe der Meereswogen preisgegebene schmale Stück Land hat seine Geschichte, die in ihrer rührenden Einfachheit wohl erschüttern kann. Auch dieses Land ist erst durch Jahrhunderte das geworden, was es jetzt ist. Vom Meere überflutet, zurückgedrängt, bildet es jetzt nur noch eine einzige Dünenkette, die aber immer mehr nach Osten verschoben wird, alles vor sich her in ihrem Sande begrabend. An der Ostseite dieser Halbinsel lag ein Dorf Rantum, das 1725 noch 40 Häuser, 1816 davon noch 16, 1858 nur noch 5 zählte und jetzt ganz verschwunden ist. Zweimal mußte die Kirche des Dorfes zerstört werden, bis der Sand sie wiederum verschüttete. Der tapferen Besatzung einer belagerten Festung gleich hielten Prediger und Gemeinde bis zum äußersten aus. Boden und Kirchensitze waren mit Sand bedeckt, der Prediger stand mit seiner Kanzel mitten im Sande, die Gemeinde saß neben ihm auf dem Sande; aber endlich mußte sie sich dem unerbittlichen Schicksal fügen, die Stelle verlassen und sich an einem anderen Orte Sylts ansiedeln.

Die Bedeutung Sylts als Seebad kommt in neuerer Zeit immer mehr zur Geltung. Mit vielen großen Städten, so Hamburg, Berlin, Dresden zc. sind direkte Verbindungen durch Eisenbahn und Dampfschiff geschaffen worden, während der ganzen Badezeit werden Sommerkarten ausgegeben, alles Einrichtungen, geeignet, den Besuch des wunderschönen Seebades zu erleichtern und der Sehnsucht nach dem Meere zu genügen, von dem der Dichter singt:

„O Meer! du bist das ewig Zaubervolle,
Das ewig Schöne und das ewig Wahre,
Die große Wiege und die Totenbahre.
Glorreiches Meer — befruchtend, jauchzend, klagend,
So stößt du dahin durch alle Zonen,
Unendlich, unerschöpflich, unbezwingen,
Entseßelt, ohne Ruhe, ewig drängend,
Und doch wie eine Tyranne sich durchdrungen:
Du bist der Anfang und das letzte Wort,
Der Menschheit Schrecken und ihr bester Hort!“

f. B.

Promenadentolietten.

(Hierzu das Modenbild Seite 299.)

Noch sind die heißen Sommertage und mit ihnen die Zeit der hellen, dufstigen Toiletten nicht vorüber, nur treten jetzt bei der Wahl der Stoffe die leichten Baumwollgewebe, wie Zephyr, Batist und andere, gegenüber den kaum weniger zart aussehenden, schmiegsamen, feinen Wollstoffen schon etwas in den Hintergrund. Lichte, in matten Tönen gehaltene Farben, deren Wirkung durch Hinzunahme von Spitzen, dunklerem Sammet- oder Seidenbesatz bedeutend erhöht werden kann, sind auch in den letzteren Geweben am meisten bevorzugt. Durch kleine, übereinstimmende Pelerinenfragen vervollständigt, oder durch das eigenartige, pelerinenförmig wirkende Arrangement der Taillen erscheinen diese Toiletten für die Promenade besonders geeignet.

Von sehr vornehmer Wirkung durch die Wahl der Farben ist das mit Fig. 1 und 4 verbildlichte Kostüm aus zart taubengrauem Kreppstoff, dessen Garnitur fraisefarbener Sammet, sowie gelbliche irische Spitzen bilden. Der hinten in dicke Falten geordnete Rock (siehe die Rückansicht) ist vorn und an den Seiten, wie die Abbildung zeigt, reich mit Spitzen, deren Ansatz Blenden von Sammet decken, garniert. Ein Gürtel von letzterem Stoff umschließt die leicht eingekräuselte Taille, welche mit oben sehr weiten, unten eng anliegenden Ärmeln verbunden und durch eine aufzuhakende Pelerine vervollständigt ist. Letztere besteht aus drei einander aufliegenden, in abgestufter Breite geschnittenen Teilen, von denen der untere aus Sammet, der mit Spitze begrenzte mittlere Teil aus Wollstoff, der am Halsanschnitt leicht eingereithet, wie ersichtlich eine hochstehende Frisur bildende obere Teil wieder aus Sammet gefertigt ist.

Ein sehr elegantes, aus bräunlich grünem (feuille morte) Kreppstoff und kastanienbraunem satin merveilleux zusammengestelltes Kostüm zeigt Fig. 2 und 5. Dem in Glockenform gefertigten, mit Blenden von Seidenstoff verzierten Rock liegt ein kürzerer, vorn auseinandertretender Rockteil auf, welcher mit der gleichen Garnitur ausgestattet ist, der sich ein hinten zu schließenber, vorn sehr hoher Niedergürtel aus Seidenstoff anschließt. Der kurzen, krausen Taille sind oben mit Puffen überdeckte, unten enge, mit seidenen Blenden garnierte Ärmel eingefügt. Ein Stehragen aus Kreppstoff, sowie ein breiter, der Taille anzuhakender Krage aus satin merveilleux vervollständigen das Kostüm.

Für die kleidjame, jugendliche Toilette Fig. 3 ist mattsafte feiner Wollstoff und schwarzer Sammet verwendet. Ein hoher Plissévolant, dessen Ansatz ein breiter Schrägstreifen von Sammet deckt, ziert den mit Seidenfutter und Einlage versehenen, mit einem Gürtel von Sammet abschließenden Rock aus ersterem Stoff. Die dem Rock untertretende seidene Futtertaile ist, wie die Abb. zeigt — in gleicher Weise wie die halblangen, je mit einem Bündchen von Sammet begrenzten Ärmel — mit plissiertem Wollstoff überdeckt und mit einem Stehragen von Sammet verbunden (siehe auch die Rückansicht Fig. 6).

Allerlei Neues für Küche und Haus.

Nachdruck verboten.

Welcher meiner Leserinnen hätte nicht schon die Verwendung großer Bratenreste einen schweren Ceuszer erpreßt, wenn der Gemahl, was man ihm übrigens nicht verdenken kann, entschieden „fürs erste aufgewärmten Braten nicht mehr essen will“ und auch anderen gebräuchlichen Restverwendungen abhold ist. „So nehme ich einfach einen kleinen Braten,“ höre ich die junge Hausfrau sagen, „dann bin ich aus dieser Kalamität erlöst.“ Es könnte recht haben, unfer junges, fluges Hausmütterchen, wenn sich ihm nicht die unlegbare Tafelache entgegenstellte, daß kleine Braten bei weitem nicht so vorteilhaft sind wie große. Es muß daher ein anderes Auskunftsmittel erwählt werden, und es giebt ein so einfaches, daß es mich wunder nähme, wenn es nicht erwählt würde, sowie der einzige Einwand, der sich gegen dies Mittel erheben wird, widerlegt ist. Ich meine die Einteilung einer großen Keule, eines Roastbeef u. s. w. in verschiedene Stücke. Nicht nur kann man durch diese Einteilung jedes Stück des Fleisches seinem Charakter gemäß passend zubereiten, man kann auch durch diese verschiedene Bereitungsweise seinem Küchensattel mannigfache Abwechslung schaffen und das Fleisch bis zur gegebenen Zeit abhängen lassen — „bis es vielleicht verborben ist“ tönt mir hier der Einwand entgegen. Mit nichten, verehrte Leserin, entgegne ich, denn seitdem



Ferienkolonien: Rückkehr eines Kolonienzuges.

die Neuzeit uns die Erfindung der Wickersheimer'schen Frisch-erhaltungsfähigkeit beschert hat, kann uns selbst im Sommer bei richtiger Behandlungsweise nichts verderben. Daß die Verwendung dieser Frischerhaltungsfähigkeit nicht in weitere Kreise gedungen ist, kommt hauptsächlich von ihrer Verwechslung mit der bekannten Wickersheimer'schen Balsamierungsfähigkeit; ist es mir doch sogar vorgekommen, daß Apotheker nach dem Bekannwerden meines Gebrauches dieser Frischerhaltungsfähigkeit entsetzte Mahnbrieve schrieben und vor dem "Gift" warnen! Doch ganz mit Unrecht, denn die Flüssigkeit ist vom Berliner Lebensmittelamt untersucht und unschädlich befunden, und sie verdient in vollem Maße die Aufmerksamkeit unserer Hausfrauen. Ich benutze sie seit längerer Zeit, habe die günstigsten Erfolge damit erzielt und sogar im Sommer die sonst im Umsehen verdorbenen Fische einige Tage durch einfaches Bestreichen mit ihr frisch erhalten, sowie auch alle Sorten Fleisch, Fische und Geflügel im Sommer 5-6, im Winter 8-11 Tage mit ihr konserviert. Doch nicht allein für das Aufheben von Fisch, Fleisch und Geflügel ist die Flüssigkeit von Wichtigkeit, auch zum Einmachen ist sie vielfach mit Erfolg angewandt; ich habe mit ihr Erdbeeren eingeseigt, die ihr volles Aroma bewahrt und sich trefflich gehalten haben, sowie auch Spargel und Stachelbeeren eingeseigt, die gut geblieben sind. (Die Frischerhaltungsfähigkeit bezieht man von der Viktoria-Apotheke, Berlin SW., Friedrichstr. 19.)

Gleich vorteilhaft für den Haushalt und unwiderleglich praktisch und zeiter sparend hat sich mir noch eine andere Erfindung, nicht der neuesten Zeit, aber doch der Neuzeit erwiesen, die jedoch, wie so viele der wirklich guten Erfindungen, mit dem ausgeprägten konservativen Sinn der Hausfrauen und ihrem oft weber durch Wort noch Beispiel zu brechenden Vorurteil, was Großmutter nicht brauchte, brauchen wir auch nicht zu kämpfen hat. Es sind dies die Gewürzextrakte, die, richtig und mit Verstand angewandt, der Hausfrau viel Zeit, Geld und Aergernis ersparen. Wo sie gebraucht werden, giebt es keine verdorbene Citrone, keinen unwirksamen Pfeffer, keine oft schlechten getrockneten Pilze und Kräuter mehr, die Gewürzextrakte geben uns zu einer Jahreszeit, wo wir sonst weder Spargel, Petersilie, Kerbel, Majoran u. s. w. frisch haben können, die Möglichkeit, diesen Geschmack der Suppe, der Sauce, der Farce oder dem Gemüse mitzutheilen, und sie sind haltbar und bei gutem Verschluss unveränderlich. Aber sie ersparen der Hausfrau außerdem auch die Zeit, welche die sonst notwendige Zerfleinerung der Gewürze und Zurückführung der Kräuter erfordert. Und welche Hausfrau sollte in unserem Jahrhundert, das auch an uns Frauen weitgehende Ansprüche stellt, nicht den Ausspruch des praktischen Amerikaners schätzen, daß Zeit Geld ist, und Zeit sparen Augenblicke gewinnen heißt für andere ebenso wichtige Dinge, wie es die verständige, umsichtige Führung des Haushaltes für uns ist! Wie aber bei allem ein richtiges Maßhalten wichtig ist, so auch bei der Anwendung der Gewürzextrakte. Bei ihrer Konzentration kann ein "Zubiel" die ganze Speise verderben und nutzlosen Gemütern den Gedanken eingeben, daß in ihrem Haushalte eben Gewürzextrakte gar nicht passen. Doch auch nicht überall sind die Gewürzextrakte anzuwenden: wo dem Auge etwas geboten werden soll, können sie nicht als Ersatz auftreten, sie können nicht die Früchte in Punsch und Bowle, selbst wenn sie ihnen den vollendetsten Fruchtgeschmack geben, nicht die Kapern und Zitronenscheiben bei den Schmelzen und die Petersilie zum Fisch ersetzen, hier muß das frische Gewürz gebraucht werden. Aber durch diese kleine Einschränkung wird ihnen nicht viel von ihrer Bedeutung für die Küche genommen. Wer einen ersten Versuch machen will, dem möchte folgende Zusammenstellung aus kleinen Gläsern zu je 30 Gramm empfohlen sein: Citronenöl, Citronensaft, Champignon-, bittere Mandeln-, Kerbel-, Möhren-, Himbeers-, Petersilie-, Spargel- und Sellerie-Extrakt, sowie Raumanns Gewürzkompositionen 1-8. Es giebt mehrere Fabriken von Gewürzextrakten, ich habe jahrelang meine Extrakte von Herrn Dr. L. Raumann (in Dresden-Plauen) bezogen und sie stets unverändert gut befunden.

Wenn die Gewürzextrakte dazu dienen, durch ihre gleichmäßige, unveränderte Stärke den mit ihnen gewürzten Speisen genau den beabsichtigten Geschmack zu verleihen, so will eine andere der neuesten Zeit angehörige Erfindung den wohlgeschmeckenden Speisen ein reizvolles Aussehen geben. Es sind dies die "Krustaden", welche der Mundkoch des Kaisers, "Jaedicke", erfunden hat und die von Frau M. Jaedicke (Berlin SW., Kochstr. 54) fabriziert und verhandelt werden. Selten habe ich neben verhältnismäßig billigen Preisen so reizend aussehende, wohlgeschmeckende und dabei haltbare Kästchen, Körbchen, Muscheln, Limbalen in mannigfachen Formen und Größen gesehen. Sie bedeuten große Zeiterparnis für die Hausfrau und bieten zugleich günstige Gelegenheiten, an sich einfachen Gerichten sowohl als auch den feinsten Speisen ein verlockendes Aussehen zu leihen, dessen Bedeutung für die heifällige Aufnahme eines Gerichtes weit größer ist, als manche Hausmütter denken und ahnen. Aber auch eine Befreiung von manchen Kümmernissen bringen sie den jungen Hausfrauen, denen ewig, trotz genauester Befolgung aller Vorschriften des zuverlässigen Kochbuches, Butter- und Blätterteig nicht geraten wollen und die daher konsequent alle Pasteten und Pastetchen von ihrem Speisetisch streichen. Last not least bilden sie aber auch für die Hausfrauen fern von einer Stadt auf dem Lande, die keinen Konditor allenfalls mit der Anfertigung solcher schwierigen Sachen betrauen können, ein prachtvolles Aushilfs- und Ersatzmittel. Es ist nicht möglich, ausführlich anzugeben, wozu man die Krustaden brauchen kann, jedoch möchte ich versuchen, ihre mannigfache Verwendung wenigstens kurz anzudeuten, um den Leserinnen, welche sich auf diese Krustaden noch keinen rechten Reim machen können, einen kleinen Anhalt zu geben.

Man füllt die Krustaden mit den verschiedensten Ragouts, Salpicons und Hackis; jedem Fleisch oder Fischrest, den man mit einer passenden dicken, pikanten Sauce vermischt und im Wasserbade erhitzt hat, geben sie eine hübsche Umhüllung; junge Gemüse, welche um einen Braten angerichtet werden sollen, nehmen sich noch einmal so hübsch aus, wenn man sie in kleine Kästchen füllt, und die Lustern um ein Ragout, ein Gemüse u. s. w. liegen höchst appetitweckend in kleinen Muscheln aus Krustadenteig. Zu allen warmen Gerichten stellt man die Krustaden zuvor einige Zeit in den Ofen, damit sie heiß werden. In den großen warmen Krustaden richtet man mit Vorliebe alle Gerichte an, zu denen man sonst eine Feigruhe bäckt.

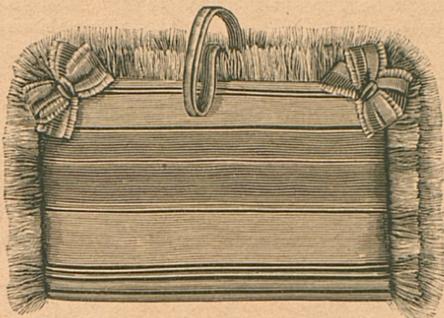
Von den kalten Gerichten nehmen die kleinen Formen die verschiedenen Garnierungen, Gemüsesalate und dergl. auf, die bei großen kalten Schüsseln in der Küche unumgänglich sind und die mit Recht dazu beitragen, nicht nur dem Gaumen, sondern auch dem Auge Befriedigung zu gewähren. Die großen Körbchen- oder Becherformen dienen zum Anrichten der verschiedensten Mayonnaisen und Salate, der bunten kalten Brötchen, Schnittchen, der pikanten kalten Gierpeisen und Chand-kroids, die man auf der Oberfläche, wo es angebracht ist, noch reizvoll ausschmückt. Auch kann man die großen Formen mit Crèmes, Süßen oder kalten süßen Speisen füllen, oder Eis in ihnen anrichten. Ganz reizend nehmen sich Eisfrüchte in den kleinen Muscheln aus, zu denen man das fertige Eis in die vorgezeichneten Fruchtformen mit Schärfern brückt (man bezieht solche Fruchtformen verschiedener Art

für Eis von E. Cohn, kgl. Hoflieferant, Berlin), jede Form einzeln einwickelt, in Eis packt und beim Anrichten auf die ebenfalls auf Eis (natürlich auf einer Schüssel) kalgestellten Krustaden stürzt.

Wenn Großmütterchen zu allen diesen Neuerungen auch den Kopf schüttelt und etwas von der guten alten Zeit murmelt — ich, und wie ich hoffe, auch die geehrten Leserinnen sind ganz zufrieden, Kinder der Neuzeit zu sein. Luise Holle.

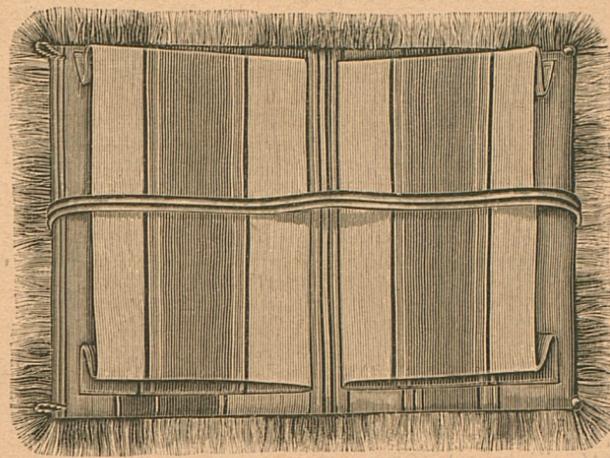
Praktische Reise-Utensilien.

Eine Wald- oder Strandtasche, welche uns auf Ausflügen ins Gebirge wie bei Promenaden am Meeresstrande als nützliche Begleiterin dienen soll, bieten wir in dem hier abgebildeten Modell (Abb. Nr. 1). Es besteht aus einem 51 Cent. langen, 36 Cent. breiten, leicht gepolsterten Teil von buntgestreiftem Jute-stoff in doppelter Stofflage, aufwelchen zwei Taschen (vergl. Abb. Nr. 2) zur Aufnahme eines Buches, einer Handarbeit oder dergl. gefest sind. Ein 3 Cent. breiter, ent-



1.

sprechend langer Stoffstreifen, dessen Enden je in der Mitte der beiden Querseiten befestigt sind, dient zum Tragen der an den Ecken durch Knöpfe und Schnurstrümpfen zusammengehaltenen Tasche, deren Außenseite an den Ecken mit kleinen Schleifen und ringsherum mit einer



2.

Jutefranse verziert ist. Aber nicht nur als Tasche, sondern auch (ausgebretet) als Kopfunterlage bei Wald- und Strandpartien wird der Gegenstand willkommen sein. (Bezugquelle: R. Gutmann, Berlin, Leipzigerstr. 8.)

Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „August“.

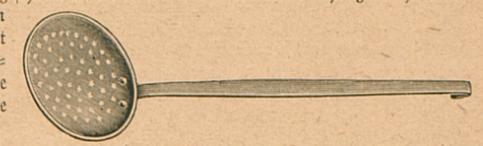
Fig. 1 zeigt ein sehr hübsches und kleidames Kostüm für junge Mädchen von 14-16 Jahren, das aus hellgrünem Wollstoff und grün und rot changeant Sammet zusammengestellt ist. Der 285 Cent. weite Rock aus ersterem Stoff ist unten fünfmal in 9 Cent. breiten Zwischenräumen mit 1/2 Cent. breiten Sammetblenden garniert und oben eingekräuselt mit der Taille verbunden. Letztere wird hinten geschlossen und auf den Futterteilen, wie aus der Abb. ersichtlich, über Seidenfutter mit Spitzenstoff und drei Sammetblenden garniert, dem sich die oben in schmale Falten gelegten, unten eingekräuselten Oberstoffteile anschließen. Den Ansatz des Rockes deckt eine schmale Sammetblende. Die oben mit einer wie ersichtlich eingereichten Puffe gearbeiteten Ärmel sind unten dreimal in 6 Cent. breiten Zwischenräumen mit Sammetblenden besetzt.

In Fig. 2 bringen wir eine für junge Mädchen ganz außerordentlich hübsche Sommertoilette aus weißem, bunt gemustertem Batist mit einer Garnitur von schmalem, schwarzem Sammetband. Der aus einer Border-, zwei Seitens- und einer Hinterbahn bestehende Rock ist mit Futterstoff unterlegt, am oberen Rande hinten in Falten gereiht, vorn leicht eingehalten und, wie die Abb. zeigt, mit drei je 9 Cent. breiten, mit einem Köpfchen abschließenden und mit Sammetband garnierten Volants ausgestattet. Die hinten geschlossene, im Rock zu tragende Taille ist blusenartig mit am Taillenabschluß in Falten gelegtem Oberstoff bekleidet und in der Weise der Abb. mit vier je 7 Cent. breiten, mit Sammetband verzierten Volants garniert. Den Stehfragen hat man mit einem 6 Cent. breiten, hinten mit einer Schleife abschließenden Sammetband überdeckt und die Ärmel nach Abb. mit schmalem Sammetband, sowie mit kleinen Schleifen verziert. Ein breiter Sammetgürtel vervollständigt die Toilette.

Die elegante, für junge Damen geeignete Toilette Fig. 3 ist aus changeant Seidenstoff gefertigt und mit schwarzer Seidengaze, sowie mit schmaler, gelblich weißer Spitze garniert; letztere bildet den Abschluß der schmalen Gazevolants, die, wie ersichtlich, je mehrmals übereinandergesetzt den Rock zieren und auf denen außerdem gleiche Rosetten angebracht sind. Der Glockenrock ist 420 Cent. weit, 107 Cent. lang, mit Seidenfutter, sowie etwa 40 Cent. hoch mit Koffhaartoff-einlage versehen, am oberen Rande vorn leicht eingehalten, hinten in Falten geordnet und gürtelartig durch einen in zwei tiefe Falten gelegten, hinten mit einer Rosette abschließenden Schrägtriefen von schwarzem Atlas begrenzt. Die im Rock zu tragende, vorn geschlossene Futtertaile aus weißem Seidenstoff ist mit fein plissiertem, weißem Krepp bekleidet, dem blusenartig schwarze Tüllteile aufliegen. Letzteren sind schmale blattartige schwarze Atlasstücke appliziert, die auch teilweise den Ärmeln aufliegen und ebenso wie der Tüll mit schwarzen Perlen verziert sind. Die Tüllteile hat man am Taillenabschluß in Falten gelegt und vorn an der linken Achsel- und Seitennaht übergebakt. Den Stehfragen deckt ein seitwärts zu schließender Atlaschragtriefen. Die sehr weiten, unten und oben in Falten geordneten Blusenärmel aus changeant Seidenstoff schließen unten mit einem je 3 1/2 Cent. breiten Bündchen ab. (Bezugquelle der Modelle: Berlin, Herrmann u. Gerjon.)

Wirtschaftsplaudereien.

Neues Kochgeschirr aus Aluminium. Das Aluminium, das man erst seit einigen Jahren nach seiner Herstellung auf elektrischem Wege in größerem Umfange zu verarbeiten begonnen hat, erweist sich als ein ganz besonders geeignetes Material für Gefäße zum Aufbewahren und Zubereiten von Lebensmitteln. Das geringe Gewicht, bei nicht unbedeutender Stärke des Metalles, sowie namentlich das Fehlen von Drydbildung sind Vorzüge, die zu sofortigen ausgedehnten Versuchen mit Aluminium in der angegebenen Richtung geführt und sogar veranlassen, daß eine größere Anzahl von Gefäßstücken aus diesem Metall für die Armee hergestellt wurde. Vor wenigen Wochen sind die ersten Kochgeschirre aus Aluminium in den Verkehr gebracht worden, und die im Haushalt damit angestellten Versuche haben die besten Resultate ergeben.



Die beige-fügten Abbildungen stellen einen solchen, hauptsächlich zum Eintochen von Früchten bestimmten Topf und einen Schaumlöffel für den gleichen Zweck dar. Das Aluminium ist hierfür schon deshalb sehr geeignet, weil sich, selbst wenn es mit Fruchtsäuren in Berührung kommt, kein Dryb bildet, die Früchte sich somit ohne allzugroße Aufmerksamkeit in diesen Geschirren eintochen lassen, sowie hernach ohne jedes Bedenken stehen bleiben können. Ferner werden noch Kasserollen mit Ausguß und Stiel aus Aluminium hergestellt, die hauptsächlich zum Kochen von Milch bestimmt sind und sich auch vorzüglich für den Gebrauch im Zimmer eignen, da, abgesehen von der Sauberkeit, welche das Fehlen der Drydbildung mit sich bringt, die Milch in ihnen sehr schnell in Siedehitze gerät. Die verschiedenen Größen und Preise der bisher hergestellten Aluminium-Kochgeräte sind folgende:

- a) Kochtopf mit Deckel, wie Abbildung, zirka 14, 16, 18, 20 cm Durchmesser, Preis: 5, bzw. 6,50, 7,50, 10 Mk.;
- b) Schaumlöffel, wie Abbildung, Preis: 2,50 Mk.;
- c) Kasserollen mit Ausguß und Stiel nebst Deckel, zirka 12, 14, 16, 18, 20 cm Durchmesser, Preis: 6, bzw. 7, 9, 12, 13,50 Mk.

Bezugquelle: Magazin des kgl. Hoflieferanten E. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstr. 88.

Rösselsprung-Aufgabe.

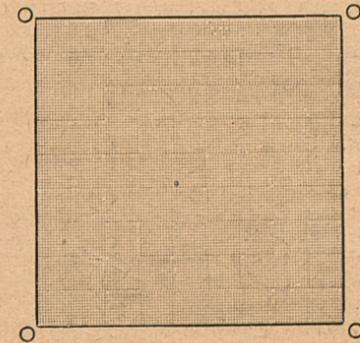
Sch	nem	stil	be	Wu	ben	nei	mein
sen	Lie	nen	Her	be	sei	menach	Tren
Flü	im	sei	les	Doch	wie	meid	ich
Le	de	ges	von	zu	schei	gel	Du
ne	dich	zeu	Au	di	fühl	und	Dem:
weckt	ner	Spre	den	West	ver	sehr	ihn
Walb	die	bei	Ge-	de	sanft	gen	feuch
ben	Sei	en	Kun	ben	zu	du	Hü
bei	ne	Lie	dje	Schwim	Be	sei	be
kannst	de	Und	den	ihm	sag's	ten	we
nem	was	zu	brin	mir	trä	gel	Dei
bei	gung	a	zen	Die	le	in	ne
Hauch	bei	wird	ver	ber	Sag'	um	Ei
ich	mei	gen	denn	der	birg'	nem	Stehn
Zähler	de	ge	nen	mei	nung	Mä	in
ben	Ach	ne	lei	he	Thra	ihm	Tren

Unterhaltungs-Aufgabe.

Der erweiterte Teich.

An jeder Ecke eines viereckigen Teiches stand ein Baum. Der Umfang des Teiches sollte verdoppelt, jedoch die Einrichtung so getroffen werden, daß die Bäume ungestört auf ihren Plätzen außerhalb des Wassers blieben. Wie verfuhr man?

Vor der Umänderung war die Situation folgende:



Auflösung der dreifarbigen Charade Seite 285. Kreuzbäume.

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Seite 285.

Die ganze Gesellschaft bestand aus 18 Damen. Am Festabend waren nur 16 anwesend. Von diesen erhielt jede 9 Thaler, während, wenn alle 18 anwesend wären, jede nur 8 Thaler erhalten hätte.

$$\frac{144}{x} + 1 = \frac{144}{x-2}$$

$$144x + x^2 - 2x - 288 = 144x$$

$$x^2 - 2x = 288$$

$$x - 1 = 17$$

$$x = 18.$$

Auflösung der englischen Rätselfrage Seite 285. Because it is between two eyes (i).

Aus dem Frauenleben.

Nachdruck verboten.

Das neue Berliner Gymnasium für Mädchen und Frauen, das nunmehr an die Stelle der seit vier Jahren mit glücklichem Erfolge geleiteten „Realkurse für Frauen“ treten wird, hat in der städtischen Charlottenschule zu Berlin ein Heim gefunden und wird Anfang Oktober eröffnet werden. Die neue Anstalt bezweckt nicht allein dem weiblichen Geschlechte die allseitig ersehnte Gelegenheit zu höherer allgemeiner Ausbildung zu geben, sie soll auch durch die vorgezeichnete Schluß- oder Reifeprüfung die Vorbedingung erfüllen für die Zulassung zum Universitätsstudium und damit zu den Bezügen der akademisch geschulten Lehrerin und der wissenschaftlich gebildeten Ärztin. Dem Ausschusse, der die Begründung der Anstalt in die Hand genommen hat, gehören folgende Damen an: Fräulein Helene Abelmann (London), Frau Präsident Henschke (Berlin), Frau Kommerzienrat Hedwig Heyl (Charlottenburg), Frau Löper-Housselle (Springen), Frau Luise Otto-Peters (Leipzig), Fräulein Auguste Schmidt (Leipzig), Frau Henriette Schrader (Berlin), Fräulein Dr. Franziska Libertius, ferner die Herren Georg von Bunsen, Prof. Dr. von Bar, Dr. Baumbach, Prinz Heinrich zu Carolath-Schönau, Eberlein, Dr. Langerhans, Nidert, R. Schrader, Friedrich Spielhagen, Albert Träger, A. v. Werner und eine ganze Reihe namhafter Berliner Universitätsdozenten: Prof. Dr. F. Ascheron, Prof. Dr. Hans Delbrück, Prof. Dr. Hermann Diels, Prof. Dr. Wilh. Dilthey, Prof. Dr. Döring, Geheimrat Prof. Dr. Wilh. Förster, Direktor der Sternwarte, Geheimrat Prof. Dr. Rudolf von Sneyd, Prof. Dr. theol. G. H. Harnack, Prof. Dr. med. H. Krause, Geh. Sanitätsrat Dr. med. Krißler, Prof. Dr. phil. Friedr. Paulsen, Prof. Dr. theol. Otto Pfeleberer, Prof. Dr. jur. Gustav Schmoller, Geheimrat Prof. Dr. Settegast u. a. Auch Prof. Dr. Mommsen hat der Begründung dieses Gymnasiums für erwachsene Mädchen lebhaftes Sympathie gewidmet. Der Lehrplan des Berliner Mädchengymnasiums, dessen Leiterin Fräulein Helene Lange ist und dessen Lehrkollegium sich aus Hauptlehrkräften der Sophien-, Charlottenschule und des Real-Realgymnasiums zusammensetzt, ist auf Grund der Erfahrungen zusammengestellt, die mit durchschnittlich zwanzigjährigen Schülerinnen bisher in den „Realkursen“ gemacht worden sind. Vorbedingung für die Aufnahme ist: 1) das vollendete sechzehnte Lebensjahr, das als Minimal-Eintrittsalter angesehen ist, wenigstens es im allgemeinen ratjam sein wird, nicht vor dem achtzehnten Jahre in die Anstalt einzutreten, 2) die sittliche Unbescholtenheit, 3) das Bestehen einer Aufnahmeprüfung, in welcher diejenigen Kenntnisse nachzuweisen sind, die eine höhere Mädchenschule nach ihrem Programm erstrebt. Wer diese Prüfung nicht besteht, hat erst eine Uebergangsklasse durchzumachen. Für die Lehrziele des neuen Gymnasiums sind die amtlichen Lehrpläne und Lehrpläne für die höheren Schulen (Berlin, Herz 1892) maßgebend. Der Lehrstoff ist auf sechs Semester verteilt, so daß die Schülerinnen voraussichtlich in drei bis vier Jahren zur Ablegung der staatlichen Reifeprüfung befähigt sein werden. Das Schulgeld beträgt jährlich 250 Mark. Anmeldungen sind an die Leiterin des Gymnasiums, Fräulein Helene Lange, Berlin W., Schöneberger Ufer 35, zu richten.

Frauen im Buchhandel. In Wien ist den unbemittelten Mädchen gebildeten Standes in dankenswerter Weise ein neuer passender Berufszweig erschlossen worden. Auf ein Gesuch des Wiener „Vereins für erweiterte Frauenbildung“ hat sich das Oremium der Wiener Kunst-, Musik- und Buchhändler entschlossen, junge Mädchen, welche die zweite Klasse der neuen Wiener Mädchengymnasialschule erfolgreich absolviert haben, als Lehrlinge in ihre Geschäfte auf-

zunehmen und nach Ablauf der drei- bis vierjährigen Lehrzeit als Gehilfen anzustellen. Sie beziehen dann sofort den üblichen Erstgehalt von monatlich fünfzig Gulden und werden auch bezüglich der Ansprüche auf die Unterstützung- und Krankenkasse den männlichen Berufsgenossen gleichgestellt.

1. Am englischen Horticultural College werden Frauen und Mädchen in Obst-, Gemüse- und Blumenzucht, in der Kunst des Einmachens von Obst, der Herstellung von Fruchtjäften, dem Einlegen in Büchsen, ferner in Physik, Chemie, Botanik und Buchführung unterrichtet. Vor kurzem empfing die Direktion der Anstalt mehrere Besuche um Obergärtnerinnen und Leiterinnen von Gewächs- und Treibhäusern.

Die Türkin Hanko hat drei Jahre als Mann verkleidet im türkischen Militär gebient anstelle ihres Bruders, der die einzige Stütze ihrer alten Mutter war. Durch die Begrüßung eines Letters, der sie erkannte, wurde die Sache entdeckt und vor den Sultan gebracht, der sie infolge ihres tadellosen Benehmens nicht nur mit einem Orden, sondern auch mit einer Pension von zehn Pfaster monatlich bedachte und ihren Bruder vom Militärdienst freisprach.

2. Ueber Frau Christoph Kolumbus, die Gattin des kühnen Entdeckers, ist es einem Amerikaner jetzt gelungen, näheres zu erforschen. Er hat u. a. nachgewiesen, daß die Frau einen großen Anteil an der Entdeckung ihres Mannes hatte. Frau Christoph Kolumbus war die Enkelin des ausgezeichneten ersten portugiesischen Lehrträgers Namens Perestrello. Als Kind schon entwickelte sie ein großes Interesse für die zahllosen Seekarten, die ihr Großvater stets von seinen Reisen heimbrachte. Dieses Interesse, die Freude an den spekulativen und abenteuerlichen Ideen und Plänen geographischer Entdeckungen, deren Centrum damals ihre Vaterstadt Lissabon war, wuchs mit den Jahren. Nachdem sie eine vorzügliche Erziehung erhalten hatte, begleitete sie als erwachsenes Mädchen ihren Großvater auf Entdeckungstouren. Von diesen unbekanntem Gewässern fertigte Fräulein Perestrello geographische Zeichnungen an, die ihrem nachherigen Gatten sehr zu statten kamen und die er gewiß mit Erfolg benutzt hat. Die begabte Frau, die schon in frühesten Jugend das regste Interesse für die Erdkunde und für Entdeckungen bezeugt hatte, soll ihren Gatten auf den Weg gedrängt haben, der ihm so glänzende Erfolge gebracht hat.

3. In fast allen südlichen Staaten der nordamerikanischen Union stehen die Staatsbibliotheken unter der Leitung von Frauen, deren Durchschnittsgehalt 8000 Mark beträgt.

4. In der Stadt San Salvador ist von der Regierung eine Telephonische Schule für junge Mädchen gegründet worden, die sich für den Dienst in der amerikanischen Telephon-Kompanie ausbilden wollen. Es ist dies um so bemerkenswerter, als in den mittel- und südamerikanischen Republiken die Arbeit für die Senoritas im allgemeinen noch nicht als „standesgemäß“ gilt.

5. In Berlin starb die bekannte Jugend- und Roman-Schriftstellerin Sara Hübler-Kainz, geb. Valentin, Gattin des Schauspielers Joseph Kainz; ferner Frau Marie Deek, geb. Brand, Gattin des früheren Berliner Schauspielhaus-Direktors Deek; in Koston am Don die russische Dichterin Anna Pawlowna Barylow; in Bologna die Lektorin der slawischen Sprachen an der dortigen Universität Frau Malwine Dgonowska, die während des letzten polnischen Aufstandes die allgemeine Aufmerksamkeit dadurch auf sich lenkte, daß sie sich freiwillig erbot, den ersten Transport polnischer Verbannten nach Sibirien zu begleiten und zwar als die Gattin des der Pflege am meisten bedürftigen Beurteilten, eines hilflosen Greises, dem die edle, hochherzige Frau dann während der Zeit der Verbannung und bis zu seinem in Italien erfolgten Tode zu einer wahren Stütze wurde.

Neue Bücher.

„Entwicklung und Stand des höheren Mädchenschulwesens in Deutschland“ betitelt sich eine statistisch sehr wertvolle und lehrreiche Broschüre (Berlin, R. Gärtners Verlag), welche Fräulein Helene Lange soeben im Auftrage des kgl. preussischen Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten herausgegeben hat. Die Zahl der in Deutschland bestehenden höheren Mädchenschulen (mit Einschluß der Privat- und Mittelschulen) beträgt hiernach 2070, die Schülerinnenzahl 191 718. An diesen Schulen unterrichten 5301 Lehrer (teils akademisch, teils seminaristisch gebildet) und 8329 Lehrerinnen (wissenschaftliche und technische). Auf Preußen allein entfallen 853 Schulen mit 123 127 Schülerinnen, auf Bayern 127 Schulen mit 13 336 Schülerinnen u. s. w.

„Sonntagskind.“ Roman in sechs Büchern. Von Friedrich Spielhagen. Leipzig, L. Staackmann. — Ein neues Werk von Friedrich Spielhagen ist immer ein literarisches Ereignis, und es ist erfreulich, zu sehen, wie der gefeierte Romandichter, anstatt auf seiner Lorbeeren auszuruhen, sich immer von neuem in den Kampf stürzt, um mit der ganzen Macht seines hohen Talentes für das Ideale zu streiten. Denn ein Kampf um das Ideale ist der vorliegende Roman „Sonntagskind“: die poetische, für die heutige Zeit vielleicht zu poetische Schilderung einer Seele voll Begeisterung für alles Schöne und Edle und unberührt von dem Hauch der rauhen Wirklichkeit. Wie ein Gebieter, wie eine Feenjungfrau mutet uns diese Erzählung von dem armen Förstersohne mit dem reichen Dichtersherzen an, der seine Prinzessin endlich heimführt, um sie dann jäh durch den Tod zu verlieren, damit das schöne Märchen seiner Liebe nicht in die nüchterne Alltäglichkeit hinabgezogen und seiner Poesie beraubt wird. Spielhagen sucht das moderne bewegte Leben zu schildern, aber er sieht das bunte Treiben nur von fern, wie einer, dessen Blick, auf ein höheres Ziel gerichtet, all das Glend, das ihn in der Nähe umgibt, überfiehet, weil er nur auf den in der Ferne blinkenden Erlösungstern sein Augenmerk richtet. Eine Menge der verschiedenartigsten Bilder führt uns der Dichter vor: die prunten Feste im Grafenschloß, im krasen Gegensatz dazu das Glend im Dorfe, die Leib und Seele tödende Fabrikarbeit, den Luftstand der Arbeiter, das ruhige, durch schlichte Pflichterfüllung verschönte Leben im Hause des Oberdirektors, das Karlsbader Idyll, das geräuschvolle Leben und Treiben der Weltstadt, das Karlsbader Idyll, das geräuschvolle Leben und Treiben der Weltstadt — sämtliche Bilder mit gleicher Meisterschaft geschildert. Unter den dargestellten Personen sind einige köstliche Typen vertreten, manchmal nur in flüchtigen Strichen, alle aber fest und klar gezeichnet.

„Halb.“ Roman von Käthe Schirmacher. Leipzig, Wilhelm Friedrich. — Der vorliegende Roman behandelt die Frauenfrage. Die geistvolle Verfasserin schildert in ungemein anschaulicher Weise einen Frauencharakter, der sich von den Traditionen der alten Zeit, von der altbergrachten, in Unthätigkeit und Nüchternheit dahinlebenden Weiblichkeit loszuretzen sucht, ohne jedoch mit den alten Idealen brechen zu können. So halb in dieser, halb in jener Weltanschauung stehend, muß sich die Heldin mit Naturnotwendigkeit aufreiben.

„Der Wellensittich.“ Von Dr. Karl Rusß. Mit 14 Abbildungen im Text. Magdeburg, Creuzsche Verlagshandlung. — Das Bändchen enthält außer der Naturgeschichte dieses kleinen, farbenprächtigen Papageis gründliche Anleitung für dessen Einkauf, Verpflegung und Züchtung. Den zahlreichen Freunden dieses beliebten, leicht züchtbaren Vogels wird die vorliegende, vielfach vermehrte dritte Auflage des Buches gewiß willkommen sein.

Dilettanten-Arbeiten.

Nachdruck verboten.

Der Rahmen.

Es ist nicht immer leicht, für Aquarelle, kleinere Delbilder, Photographien, Kupferstiche, ja selbst, wenn es nötig wird, für größere Kreidezeichnungen und Delbilder eine passende und billige Umrahmung zu finden. Der ornamentierte Goldrahmen ist zu teuer, um auch kleinere Arbeiten, die nur ein Andenken an Reisen und Ausflüge sind, damit zu versehen und als Zimmer schmuck aufzuhängen. Wir müssen deshalb den Rahmen mit möglichst geringen Unkosten selbst herzustellen suchen. Im nachstehenden bringen wir einige Vorschläge zu solchen Rahmen.

Rahmen Nr. 1. Wir lassen uns die Leiste aus gutem, trockenem Esenholz vom Tischler anfertigen und geben dann die Größe in Länge und Breite an, wie wir ihn wünschen. Der Tischler schneidet die Leiste einfach rechtwinklig zusammen, schraubt auf der Rückseite der Ecken vier kleine Quadrate oder besser — wie in Fig. 2 angegeben — vier kleine Stücke Holz auf, und der Rahmen ist bis auf die Dekoration fertig. Wir kaufen für 10 Pfennig schwarzen Mattlack, überstreichen den ganzen Rahmen zweimal in Abständen von 2 bis 3 Stunden damit und zeichnen (oder pausen) die ziemlich einfache Ornamentzeichnung auf. Mit der Spitze des Ball-eisens oder mit dem Geißfuß, die wir ja aus der Kerbschnitzerei kennen, schneiden wir die einfachen Linien ein, nehmen Siccativ oder Bronzetinktur und Bronzepulver, mischen dieses zusammen, malen diese Einschnitte aus und legen nun die Blumen leicht mit Defarben an. Es ist nicht gerade notwendig, die Blumen und Blätter tadellos durchzuführen. Etwas Pin-kertsblau und Weiß gemischt giebt die beleuchteten Blätter, ein tieferes Blau mit geringerem Zusatz von Weiß erzielt die dunkleren, zugleich die beschatteten Blüten. Für das Blattwerk ist helles Grün, Pinkertsblau und Gelb oder grüner Lack und Weiß gemischt für die hellen Stellen, Oliv für die dunkleren Stellen — zu wählen. Die Defarben können nach dem Trocknen mit einem hellen Lack etwas aufgefärbt werden. Notwendig ist das aber nicht. Der fertig gestellte Rahmen wirkt so schön, daß er trotz der Schnelligkeit der Herstellung mit jedem teuren Rahmen wohl konkurrieren kann.

Fig. 3 ist eine ähnliche Leiste, in derselben Art zu einem Rahmen zusammengeschnitten. Das Holz ist hier Nebensache. Der Grund wird mit heißem Leim (Kölnischer Leim), dem etwas Schlemmkreide hinzuzufügen ist, bestrichen und hierauf mit

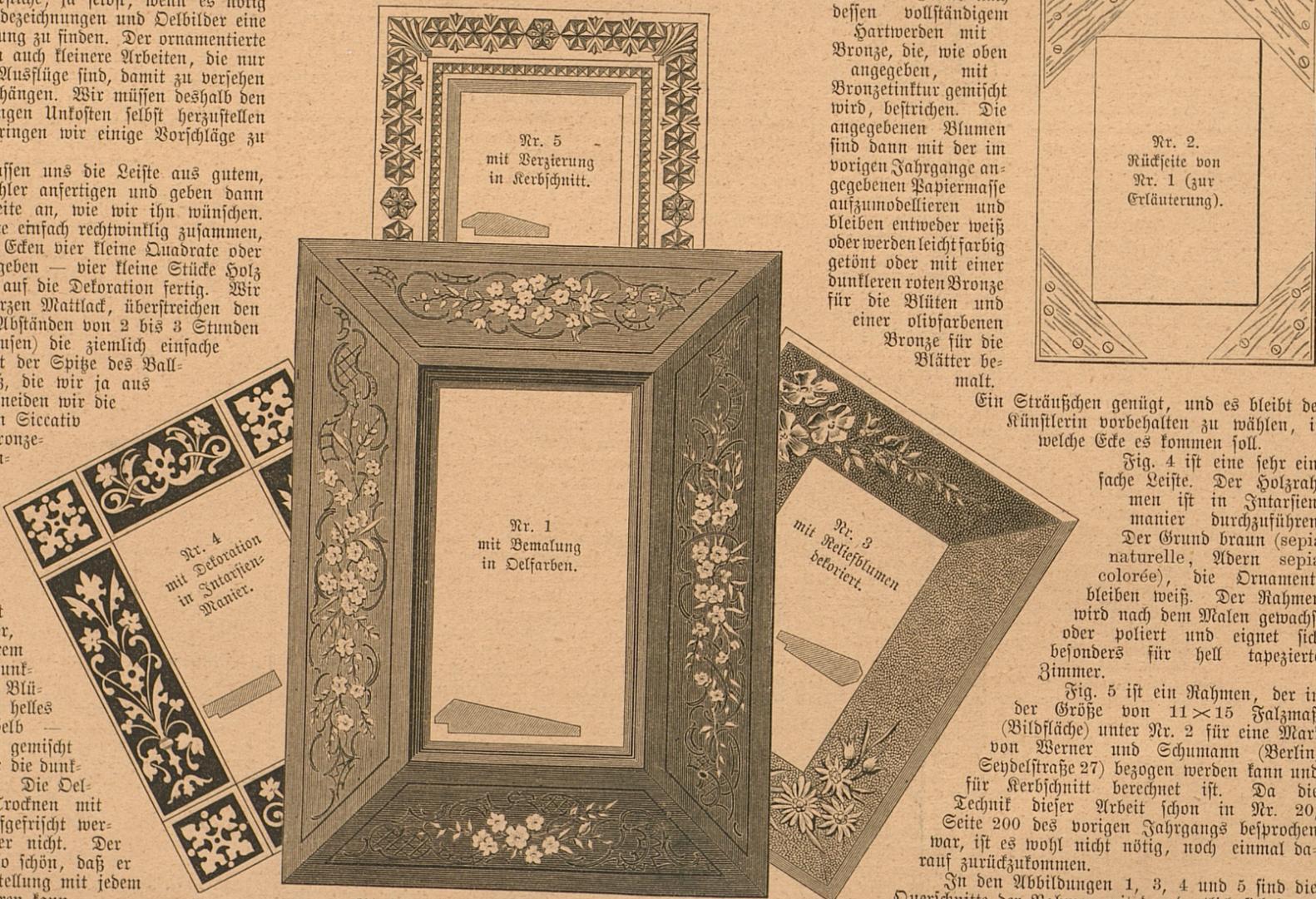
jungem Haussamen, Kürbissamen, Mohn, Graupen u. s. w. beschüttet. Nach vierundzwanzig Stunden kann der Uberschuß der Körner abgeschüttet werden. Hierauf wird der Grund nach dessen vollständigem Hartwerden mit Bronze, die, wie oben angegeben, mit Bronzetinktur gemischt wird, bestrichen. Die angegebenen Blumen sind dann mit der in vorigen Jahrgange angegebenen Papiermasse aufzumodellieren und bleiben entweder weiß oder werden leicht farbig getönt oder mit einer dunkleren roten Bronze für die Blüten und einer olivfarbenen Bronze für die Blätter bemalt.

Ein Sträußchen genügt, und es bleibt der Künstlerin vorbehalten zu wählen, in welche Ecke es kommen soll.

Fig. 4 ist eine sehr einfache Leiste. Der Holzrahmen ist in Intarsienmanier durchzuführen. Der Grund braun (sepia naturale, Abers sepia colorée), die Ornamente bleiben weiß. Der Rahmen wird nach dem Malen gewacht oder poliert und eignet sich besonders für hell tapezierte Zimmer.

Fig. 5 ist ein Rahmen, der in der Größe von 11 x 15 Zollmaß (Bildfläche) unter Nr. 2 für eine Mark von Werner und Schumann (Berlin, Seydelstraße 27) bezogen werden kann und für Kerbschnitt berechnet ist. Da die Technik dieser Arbeit schon in Nr. 20, Seite 200 des vorigen Jahrgangs besprochen war, ist es wohl nicht nötig, noch einmal darauf zurückzukommen.

In den Abbildungen 1, 3, 4 und 5 sind die Querschnitte der Rahmen mit den deutlich sichtbaren Profilen eingefügt.



Verschiedene dekorierte Bilderrahmen.

Alle für den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Beifügung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11.

Verlag der Bazar-Aktien-Gesellschaft (Direktor L. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstraße 11. — Redigiert unter Verantwortlichkeit des Direktors. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Sierzu koloriertes Stahlstich-Modenbild „August“.